L. g.
o
831 as

Kaleidoskop.

Kaleidoskop.

Novelletten, Humoresken, Burlesken

von

G. A. Vogel.

(Sieben.)

ERNST ROESLING
(G. MAYER'SCHE BUCHHANDLUNG)
LÖRRACH.

CABINET DE LECTURE
S. P. CHRISTMANN
MULHOUSE

Coesfeld:
Riese'sche Buchhandlung
1845.

KGL. BAYER. BIBLIOTHEK
BAMBERG

Wie einer Schriftsteller werden thät! Eine lange Kleinigkeit 1

Verheirathet! Humoristische Novellette 11

Der Schott'sche. Novellette aus dem Salonleben einer kleinen Stadt 31

Heinrich! Heinrich! Humoristische Erzählung . . . 51

Das humoristische Kleeblatt. Eine Studentengeschichte 87

Vergeßlichkeit, oder der Freund in Haft. Burleske . . 105

Nie wieder auf' nen Omnibus. Humoreske . . . , 121

Wirths-Malice. Eine Reisehumoreske 139

Schinkenliebe. Ein schlechter Witz 151

Drei Tage aus meinem Leben 161

Der Fluch der Schuld 171

Vandersmissen im Seehund. Ein Zeit-Quiproquo . . 228

Schulden sind so übel lange nicht! Worte des Trostes
für Viele 234

Barometer eines Schriftstellers. Caricatur-Gemälde . . 240

Der Herr mit dem Hunde 245

Thränen 249

Wie einer Schriftsteller werden thät!

Eine lange Kleinigkeit.

Es ist 'ne alte Geschichte
Und wird doch immer neu,
Und wem sie just passiret
Der treibt — Schriftstellerei.

Der Umstand, daß ich amo schon in meinem sieben- ten Jahre besser conjugiren konnte, als Düten kleben brachte meine guten Eltern auf die unglückliche Idee daß ich studiren solle. —

Auf dem Gymnasium nahm ich ziemlich in demsel- ben Maaße an Kenntnissen zu, als mein ohnehin nicht großes Vermögen abnahm, und als endlich mein Kopf, laut dem besiegelten Abiturienten-Zeugniß von der lang- weiligen Mathematik, Geographie, Geschichte, lateinischen, griechischen und französischen Sprache gerade genug voll war, um die Universität mit guten Gewissen beziehen zu können, war mein kurzweilieger Geldbeutel so leer, daß er bei der Lehre von den leeren Räumen als schla- gendes Beweismittel hätte dienen können. Diese letzte Nachricht verdankte ich, wenn auch nicht mit demselben Worten, einem eben erhaltenen, rührenden Briefe meiner guten Mutter, die mir zwar zu dem glücklich überstan- denen Maturitätsexamen gratulirte, jedoch auch die Er- mahnung beifügte, daß ich auf die Universität mir durch Unterrichtgeben rc. die ferneren nöthigen Mittel verdie-

nen müsse, inmaßen sie nicht im Stande sei, mir auch nur das Geringste mehr verabfolgen zu können, und meine Verwandten schwerlich geneigt sein würden, meinetwegen den barmherzigen Samariter zu spielen. —

Ich schnürte meine Wissenschaften sammt meiner Garderobe zusammen und zog, ein omnia secum portans, guten Muthes nach der Landesuniversität. Drei Jahre arbeitete ich mich, mit Hülfe einiger Beneficien, dem Freitische und einiger kläglichen Unterstützungen glücklich durch, und wurde so, ohne gerade sehr mit „Moos" behaftet zu sein, ein „bemoos'tes Haupt."

Doch das Unglück reitet schnell . . . .

Ein „Scandal" auf Hochdeutsch ein Duell, in das ich verwickelt, und bei welchem ich das Glück hatte, einen zweifelnden Theologen durch eine Gesichtsquart zu einem famosen Juristen zu stempeln, war auch zugleich die Ursache, daß man mir alle Beneficien nahm und obendrein den „Rath, abzugehen", gab.

„Was thun?" rief ich, das Geld ist hingegeben,
Der Freitisch selbst ist nicht mehr mein! —
Ich will fortan im Wirthshaus leben!"
(Wirth einfallend:)
„So oft du kommst, es soll Dir offen sein!"

Hierzu hatte der Wirth seine guten Gründe.

Ich galt bei meinen Collegen für ein famoses Haus, und wenn sich der Kneipier nur gemuckt hätte, mir nicht zu pumpen, so wäre er radical in Ver . . . . gerathen!

Aber ach! das war ein unglückliches Leben! So lange der edle Gerstenwein in meinem Kopf spukte, ließ ich mir das Ding noch gefallen; da baute ich herrliche Pläne; da wurde ich Hofmeister eines Prinzen, oder reiste nach Amerika, wurde Plantagenbesitzer und kehrte als Millionair wieder zurück, oder ich heirathete eine reiche Wittib und führte ein köstliches Leben, oder ich gewann in der Lotterie und dergleichen mehr. Aber wie prosaisch erwachte ich am Morgen in Europa, ohne einen prinzlichen Protector, ohne reiche Wittib, ohne Hundert-Tausende! Kopfweh, moralischer und physischer Katzenjammer, Gewissensbisse waren die Quäler, die mich dräuend erinnerten, daß ich nichts als ein nüchterner, armer, wüster, hoffnungsloser Mensch war.

Als Horaz, Cicero und wie die renomirten Hähne alle heißen mögen, noch studirten, da hieß es: spes ultima miles! Heut zu Tage haben sich die Ansichten etwas geändert; jetzt plant man entweder: ich schieße mich todt! oder . . . . ich werde Schauspieler, welches letztere oftmals weiter auch nichts heißt, als: ich schieße mich so lange ununterbrochen todt, bis ich einmal wirklich sterbe.

Vor mir lagen die Pistolen und der Kothurn! —

Ein wunderschöner Monolog stimmte mich so poetisch, daß ich vor lauter Weinen vergessen habe, ihn der Nachwelt aufzubewahren, und so müssen die Leser schon

verlieb nehmen, wenn ich erzähle, daß ich nach Beendigung desselben rasch — zu den Pistolen griff.

In diesem Augenblick stürmte Jemand die Treppe herauf und zu mir trat Freund B., der immer fröhliche. „Mi Hercle“ hub er an „wie siehst du aus? Was sollen die Pistolen? Du hast doch keinen Scandal und Manschetten in den H — sen?“

„Du hast's errathen, Freund,“ erwiederte ich mit feierlichem Ernste; „wohl habe ich einen Scandal, aber mit einem furchtbaren Feind! „Nun und?“ fragte er gespannt, „wie heißt der Sterbliche, der unserm immer Muthigen Schrecken einjagen kann?“ —

„Es ist das Gewissen,“ antwortete ich kurz. „Das Gewissen?“ polterte er lachend heraus. „Ich glaube, du bist toll oder nüchtern.“ — „Keinen Scherz Freund,“ erwiederte ich „es ist eine ernste Sache.“ — Verwundert sah er mich an, warf sich auf das Sopha und wartete neugierig der Erklärung. Ich schilderte ihm nun meine ganze Lage, sagte, wie mich meine Gläubiger peinigten, wie ich ohne Vermögen, ohne Aussichten auf eine Anstellung doch mal ein Raub meiner Verzweiflung werden würde, und es daher vorgezogen, lieber gleich diesem Leben ein Ende zu machen. „Und nun,“ fuhr ich spottend fort, „und nun immer Fröhlicher gib mir einen bessern Rath.“ — „Einen bessern Rath?“ fragte er lachend, „nun, der liegt doch wohl klar auf der Hand.

Du wirst Schriftsteller, und zwar ein berühmter, ungeheuer berühmter Schriftsteller. Sind nicht immer deine Machwerke in unserer Bierzeitung für ganz famos erklärt worden? Machst du nicht rührende Gedichte?" — Mir ging ein gewaltiges Licht auf. Stürmisch drückte ich meinen wackeren Freund an das Herz, und beschloß Morgen schon, nein Heute noch! ein Schriftsteller zu werden.

Kaum war der Abend angebrochen, so saß ich schon an meinem Tisch und machte — Gedichte, rührende, köstliche Gedichte; und noch hatte die mitternächtliche Stunde nicht getönt, als ich deren schon sieben — zwei an den keuschen Mond, der so eben durch die Fenster meiner fünf Treppen hohen Stube lugte, drei an meine göttliche Laura, eins an den blühenden Lindenbaum vor meinem Hause und eins auf mein gebrochnes Herz — fertig hatte.

Alle sieben schickte ich mit der nächsten Post an die Redaction des Blattes, das sich mit einem ia endigt, und lief von nun an täglich auf unser Museum, hoffend, endlich die scheuen Kindlein meiner Erstlingsmuse zu schauen. Trügerische Hoffnung! Treu harrend, wie der seelige Ritter Toggenburg, wanderte ich Tage — Wochen Monden lang auf das Museum und sah endlich weiter nichts, als die Gewißheit, daß meine Ergüsse nicht aufgenommen waren.

Aber noch wallte feuriges Blut in meinen Adern, noch loderte meine Phantasie in tausend neuen Bildern, noch fand ich Worte, meinen Kummer zu schildern.

Wieder Gewissensbisse, wieder eine mondbescheinte Nacht, wieder sieben Gedichte; aber leider auch wieder dasselbe Resultat! — Es war das nun zwar ganz schändlich von dem Herrn Redacteur der — ia, und ich hätte hier die schönste Gelegenheit, mich zu rächen, wenn ich obenbenannte vierzehn Poesien hier anfügte; aber nein! und noch einmal nein, die undankbare Welt soll, so lange ich lebe, nie diesen Genuß haben, und nur wenn kühle Erde die letzten Überreste meines poetischen Körpers deckt, wird die Welt in einer Gesammtausgabe meiner Werke sehen, was sie bisher verloren.

Was ich fürchtete traf ein.

Wenige Wochen später wandelte ein löbliches Universitätsgericht den Rath abzugehen in den bestimmten Befehl um, und mir blieb weiter nichts übrig, als in die heimathlichen Fluren zu wandern, um dort am Grabe meiner Eltern zu weinen. —

Zu stolz, um verschiedene, mir angetragene Secretariatsstellen in meiner Vaterstadt anzunehmen, sah ich mich genöthigt einen fast aufgegebenen Plan zum dritten Male zu ergreifen. Diesmal war ich glücklicher und pfiffiger. Binnen zweimal sieben Tagen hatte ich meinen „Astolpho der kühne Räuberhauptmann mit mit sei-

nen gräulichen Banditen in der Teufelshöhle bei Schreckenfels" fertig und nach wenigen Wochen schon hatte ich an einen Buchhändler, dem ich mein Manuscript geschickt und die Größe des Honorars überlassen hatte, benebst einem Schreiben, worin er mich aufforderte, ihm recht bald wieder etwas Ähnliches zu liefern, hundert Thaler. —

Seit dieser Zeit habe ich keinen Mangel wieder gelitten. Sieben furchtbare Räuber und Mörder, deren Vater ich bin, laufen in der Welt umher, und haben mir manchen Thaler eingebracht. Gegenwärtig habe ich das fürchterlichste aller Werke, „Udalo der siebenfache Vatermörder oder das blutdürstige Ungeheuer am Hochaltare" beendigt und ermangle nicht, es hiermit der Buchhändlerwelt anzubieten. Meinen jungen Collegen aber, besonders den Herrn Poeten, rathe ich freundschaftlichst, fortan, wenn sie nicht Hungers sterben wollen, nur Schurken, = Räuber und Schmutzgeschichten zu erzählen. Ich garantire, Sie werden fett dabei.

um gnädigen [illegible] in der [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er mich [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „[illegible] der [illegible] [illegible] oder der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] nicht, es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] sie nicht [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Verheirathet!

Humoristische Novellette.

I.

Es schlug drei Viertel auf Sechs; ich durfte also, wenn ich den Personenwagen nicht versäumen und vorher noch das verabredete Zeichen meiner Dora haschen wollte, keinen Augenblick mehr warten. Rasch warf ich meinen Mantel um und eilte auf die Straße. Draußen schnitt eine naßkalte Luft und schon rieselten kleine Regentropfen vom trüben Himmel. O, wie freute ich mich, daß es grade heute Abend so ungewöhnlich dunkel war! —

Um eine einzige Straßenecke mußte ich noch und ich stand dem Hause meiner Geliebten gegenüber. Richtig, im Mittelfenster der Belletage flackerte ein Licht! Die Mutter fuhr also in demselben Wagen mit mir nach N. zum Volksfeste. So flüchtig, als es nur der unbequeme Mantel zuließ, eilte ich nun dem Postgebäude zu, und kam gerade noch recht, um einen Schein zu lösen. Der Schwager gab das erste Zeichen zur Abfuhr.

Erst drei Monate war ich in E. und schon hatte ich eine Liebschaft, — ja eine Liebschaft. Wer aber

auch die liebe Dora mit dem Schelmenauge und dem eigenthümlich-neckischen Zug um den küssigen Mund gesehen hätte, er mußte es natürlich finden, daß ich an öffentlichen Vergnügungsorten — weiter war mir bis jetzt noch keine Gelegenheit geworden, ihr nahe zu kommen — nur ihr meine Aufmerksamkeit weihete. Sie war so liebenswürdig! —

Alle meine Bemühungen, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, scheiterten indeß an der überängstlichen Sittenstrenge ihrer Mutter, der allgeachteten Wittwe des vor etwa drei Jahren gestorbenen Commerzien-Assessors E. Die Mienen der letztern wurden so finster, und ihre Antworten so unfreundlich, wenn ich mich im X'schen Lust-Garten zu ihr wandte, daß ich mich gar bald wieder unter die junge Welt mischte, und hier mit meiner Dora — so durfte ich sie wohl nennen — plauderte. —

„Ach!" klagte diese einmal, „Sie müssen hier einen bösen Feind haben, der meine Mutter gegen Sie aufgebracht hat, denn gar oft schon hat sie es getadelt, wenn ich mich mit Ihnen unterhalten habe und zu Hause darf ich gar nicht über Sie zu sprechen anfangen, wenn ich sie nicht ganz böse machen will. Ich weiß gewiß, meine Mutter würde Ihnen auch gut werden, wenn sie Sie so gut kennte, wie ich. denn nicht wahr, Sie verdienen es?"

Ich wollte ihr eben dankende Antwort geben, als wir die nahende Mutter bemerkten, welche Dora zu sich rief. — Ein Händedruck und sie enteilte, um den ganzen weitern Tag für mich verloren zu sein.

Am Sonntage vor meiner Abfahrt nach N. war ich so glücklich, Dora allein im X'schen Garten zu treffen. Ach, das war eine liebe, schöne Stunde! Nicht so leicht bot sich mir wieder eine Gelegenheit dar, mit dem lieben Kinde unbelauscht zu plaudern; deshalb stürmte ich, mißachtend die kurze Zeit unserer Bekanntschaft und folgend dem Drange meines Herzens, welches sich nicht gerne den Forderungen der Etiquette und Convenienz fügen mag, mit den überzeugenden Worten der Liebe in sie, und bald hauchte sie mir hocherröthend das Geständniß ihrer Liebe zu. —

Der trauliche Laubengang des X'schen Gartens in E., hat grade dort, wo sich das meiste Immergrün um das Spalier des Ausgangthores üppig hinaufrankt, das erste Du von ihren küssigen Lippen gehört, die Blättlein sind geschwätzig hin und her geflattert, und die Vögel haben es sich weitererzählt, daß ihr pochendes Herz den schönen Busen wallend emporgedrängt. Ach —

„Gewiß," betheuerte sie noch einmal, als wir eben den letzten Versuch machten, uns zu trennen, „so muß es gehen, die Mutter fährt mit der Samstagabend-

Post nach N., auch Du läßt Dich einschreiben, Ihr fahrt da einige Stunden im trauten Dunkel zusammen und — die Mutter wird Dir gut, wenn sie erst sieht, wie lieb Du bist. Ein brennendes Licht im Mittelfenster unsrer Wohnung soll Dir das Zeichen sein, daß kein Hinderniß dazwischen gekommen ist."

Ein langer Kuß besiegelte die kleine Intrigue und dahin flog Fräulein Dora E., die Erbin von 120,000 Fl., die Braut des mittellosen .... halt! —

II.

„Mein Gott," intonirte Mütterchen aus dem Wagenfenster, als ich Anstalten machte, durch dasselbe zu schlüpfen, „fährt denn auch ein Herr mit? Davon hat mir ja der Herr Postmeister kein Wort gesagt! —

„Das konnte er auch nicht," antwortete der inzwischen mit einer Laterne näher getretene Schaffner, „denn der Herr hat sich eben einschreiben lassen."

Die fatale Laterne verdarb mir den ganzen Plan. Ich hatte gehofft, unerkannt durch kleine Aufmerksamkeiten und durch Entwickelung meiner ganzen wahren, oder eingebildeten Liebenswürdigkeit das Herz der alten Dame zu gewinnen, um dann bei unsrer Ankunft in N. vor sie hintreten und sagen zu können: Sehen Sie Madame, der, mit dem Sie gefahren und gegen den Sie

so freundlich gewesen sind, ist kein Andrer, als der schmachtende Liebhaber Ihrer liebenswürdigen Tochter; lassen Sie nun Ihr Vorurtheil fallen und geben Sie ihm dieselbe zur Frau; Sie sollen auch ein gutes Mütterchen und ich will ein sehr braver Schwiegersohn sein! —

Meine Berechnung war nicht so fantastisch, als sie für den ersten Blick scheinen mag. Die Frau Commerzien-Assessor hatte, seit ich in E. war, noch keine zehn Worte mit mir gesprochen, deshalb war Nachts Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie mich an der Sprache nicht erkennen würde, meine Gesichtszüge aber mußten ihr in dem festverschlossenen Wagen vollends fremd bleiben. Dies war denn auch der Grund, warum ich mich so über die heute ungewöhnlich tiefe Dunkelheit freute. Der dumme Laternenstrahl verdarb Alles.

Unter diesen Umständen war mehr denn gewöhnliche Liebestaktik nöthig, um die alte Dame, welche nun einmal ein Vorurtheil gegen mich hatte, herumzubekommen. — Den Muth verlor ich nicht; ich that vielmehr, als sich unsere Augen begegneten, freudig überrascht und pries in einer wohlgesetzten Rede den glücklichen Zufall, der mich so unerwartet mit ihr zusammengeführt. Sie antwortete sehr einsylbig.

Meine selige Mutter war eine herzensgute, dabei aber auch sehr kluge Frau, was die guten Frauen

nicht immer sind. Hundertmal hatte sie mir gesagt: „Kind," sagte sie, „wenn du dir die Bonbons und Krachäpfel nicht verscherzen willst, darfst du die Dame, die mich so oft besucht, durchaus nicht mehr Frau Commerzien-Räthin, sondern blos Frau Räthin nennen." Mir war das damals unbegreiflich, denn ich hatte vor den langen Titeln einen heidnischen Respect, aber ich befolgte den guten Rath meiner Mutter und hatte den Vortheil davon, daß mir die „Frau Räthin S." seit jener Zeit fast jedesmal Krachäpfel und an den sieben Jahrmärkten meiner Vaterstadt, eine ganze Düte voll Bonbons mitbrachte.

Das fiel mir mit einem Male im Wagen bei. „Frau Assessor" sagte ich deshalb, „sind Sie vielleicht nicht wohl, oder ist Ihnen sonst etwas Unangenehmes begegnet? Sie sind so nachdenkend!" — „Keineswegs", antwortete sie sichtlich freundlicher, „ich überlegte nur so eben, was wohl meine gute Tochter jetzt zu Hause machen würde." Aha! dachte ich, Mütterchen kommt dir selbst entgegen; an dir liegt es nun, das eroberte Terrain zu behaupten und mit den Titel-Kugeln das bereits halb übergebene Herz der „Frau Assessor" vollends zu gewinnen.

So viel vermag ein Einfall zur rechten Zeit und so belohnt sich die Befolgung mütterlicher Vorschriften noch nach späten Jahren.

Um kurz zu sein, hatte ich wirklich nach kaum einer Stunde die Genugthuung, Mütterchen ganz für mich eingenommen zu sehen. Mit meinen Heirathsabsichten hervorzurücken, dazu fehlte mir es indeß doch an Muth. Ich begnügte mich deshalb vor der Hand damit, zu wissen, daß mir die Frau Assessor gut geworden und mich recht freundlich zu einem Besuche eingeladen hatte. „Dora“, setzte sie schalkhaft lachend hinzu, „wird es gewiß auch recht gerne sehen, wenn Sie uns recht oft beehren und die beginnenden Winterabende hinbringen helfen.“

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen. Ein frischer Ostwind befreite den Himmel von den dräuenden Wolken und der Mond beschien grade die hohe, alterthümliche Burg als wir in den langen Thorgang der berühmten Stadt einfuhren.

Der Frau Assessor war es zu spät geworden, noch an demselben Abend hinaus auf die Festwiese zu gehen, und sich dort mit dem jubelnden Volke, welches den Geburtstag eines allgeliebten Monarchen feierte, zu freuen; ich aber sehnte mich nach fröhlichen Menschen. Mit ritterlicher Galanterie bot ich deshalb der Frau Assessor meinen Arm und geleitete sie zu ihren nicht allzuferne wohnenden Verwandten. Unsre Verabschiedung war recht herzlich. — Draußen auf der Festwiese war lauter Jubel. Fröhliche Menschen jedes Standes und Al-

ters scherzten, tanzten und lachten im bunten Durcheinander; ich wanderte, den Himmel in der Brust, ziellos umher, an meine ferne Dora denkend. Ein kosendes Liebespaar, das in der Ecke eines Zeltes lehnte, fixirte meine Gedanken ganz besonders auf diesen Punkt und veranlaßte mich zu einer prüfenden Selbstbetrachtung. —

„Du wirst also," monologisirte ich, „so es dem lieben Gott und der Frau Commerzien-Assessor gefällt, vielleicht in Bälde auch heirathen, heirathen und ......"

Wir Männer sind alle Egoisten. Ich will offen gestehen, daß mir gleich zu Anfang meiner Selbstbetrachtung meine Vatermörder einfielen, bei deren Umbinden ich erst heute Morgen wieder viel Aerger gehabt hatte.

Wie schön ist es doch, dachte ich, wenn man ein Frauchen hat, die Einem bei der Toilette behilflich sein und die Bänder gleich wieder annähen kann, welche die ungeschickte, männliche Hand beim Zubinden abreißt. Glaubt es mir, Ihr verheiratheten Frauen, ein abgesprungener Chemisettenknopf hat mehr Ehen gestiftet, als all' Eure schönen Augen und zarten Händedrücke. Fragt nur Eure Männer, Ihr Getäuschten, und sie werden es jetzt zugestehen.

Aehnliches dachte ich in jenem Zelte und war ärgerlich über mich, daß mir Dora eben weiter nichts als nur eine Gehilfin sein sollte. Nein, nein, sagte

ich, Dora soll dir gewiß nie das abgesprungene Band der Weste wieder befestigen sie soll dir nie den zubereiteten Kaffee und die Pfeife vor deinen Arbeitstisch bringen; nur lieben soll sie dich und du sie.

Aber, wer war nur die auffallend lange Gestalt, die nun schon dreimal dicht an mir vorübergegangen war und mich jedes Mal scharf angesehen hatte? Eben nahte sie wieder. Ich trat auf sie zu und — durfte ich meinen Augen trauen? — Bock war es, mein trauter lieber Bock, der langvermißte Jugendfreund, den, Gott weiß, welcher Zufall hieher geführt haben mußte. Brust an Brust feierten wir unser unverhofftes Wiedersehen.

„Junge!" unterbrach er die Umarmung, „Du mußt jetzt mit mir fort zu meiner Frau, daß ich Dich vorstelle."

„Du bist verheirathet?" fragte ich verwundert.

„Freilich!" antwortete er, „freilich bin ich verheirathet und so glücklich, daß Du Dich nothwendig noch heute Abend davon überzeugen mußt."

„Aber bester Bock," stellte ich ihm vor, „bedenke doch, daß es fast Mitternacht ist und Deine Frau uns Nachtschwärmer eben nicht freundlich empfangen wird.

„Pah!" gegenredete er, „meine Frau ist das schon gewohnt, und — genug Du mußt bei mir übernachten."

Ich hatte in der That alle Mühe, den Tollen von seinem unschicklichen Vorhaben abzubringen. Es gelang mir nur, nachdem ich ihm mit Hand und Mund zugesichert hatte, Morgen ganz in der Frühe zum Kaffee zu kommen. Wir trennten uns; er um zu seiner Frau, ich, um in meinen Gasthof zu gehen und über die Erlebnisse dieses Tages nachzudenken.

III.

Wer mit mir in den Jahren 1830 — 1833 in M** studirt hat, erinnert sich gewiß noch mit inniger Liebe des so eben Vorgeführten. Bock galt für einen der jovialsten Studenten und war nicht nur bei der Gesellschaft, der er speciell angehörte, sondern von Allen, die neben ihrem Studium nicht vergaßen, daß man nur einmal jung im Leben sei, der wohlgelittenste, in einem anderen Sinne aber auch gefürchtetste Bruder. Dabei war er eine echt humoristische Erscheinung und deshalb bei jedem Gelage ein willkommener Gast. „Heirathen", pflegte er zu sagen, wenn einmal das Gespräch auf dieses Kapitel kam, „heirathen thue ich einmal nicht. Die Liebe ist in meinen Augen zwar eine eine recht nützliche Erfindung, deßhalb aber auch nur für Kaufleute und Speculanten geschaffen. Den Weibern mag sie eine bequeme Sache sein, aber der Mann soll selbstständig dastehen und sein künftiges Ich

nicht an schwache Frauen verkaufen. So lange ich jung bin, ist die Freiheit meine Geliebte, und wenn einmal, was Gott verhüten wollte, die Tage kommen, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht mehr, da mag ich ein ohnehin so schwaches Geschöpf, wie die Frauen sind, nicht mit mir alten Krüppel anführen. Prickelt mich jetzt ja einmal das Bedürfniß zu lieben, nun, da schicke ich in die Leihbibliothek, lese einen modernen dreibändigen Roman und da vergeht mir das Lieben und Heirathen auf viele Wochen. Kinder möchte ich schon haben, sie müßten aber gleich als Studenten auf die Welt kommen; solche kleine Rangen dagegen, die in der Stube herumrutschen, die Schiebfache aufziehen und die Ordnung durch Stiefelknechte, Trompeten, Reibeisen und dergleichen verderben, die können mir vom Halse bleiben!"

Der, welcher diese Worte mehr denn einmal gesprochen, und den ich vorhin auf eine scheinbar gezwungene Weise vorgeführt habe, gleichsam um den beiden Theilen meiner Erzählung eine Brücke zu geben, auf welcher der Leser bequem zum Ende derselben schreiten könne: dieser war also verheirathet. Nur eine Reihe auffallender Erlebnisse nnd Schicksale konnte ihn hierzu vermocht haben. Und so war es auch wirklich. Diese hier zu erzählen, liegt indeß nicht in meinem Zweck, auch möchte die Mannigfaltigkeit derselben dem

zum Ende Bringen meines Heirathsprojectes störend entgegenwirken. Genug, daß Bock bereits seit sechs Jahren in N. glücklich verheirathet war, und mir an jenem Abend wirklich an der bezeichneten Stelle begegnete.

Am andern Morgen zeitig — es war an einem Sonntag, — begab ich mich auf den Weg nach seiner Wohnung, in die lange Gasse Nr. 77 eine Stiege hoch. Ich stand, die gegebene Adresse in der Hand, vor zwei Thüren, zweifelhaft an welcher ich anklopfen sollte. Ein lautes Geräusch, Kindergeschrei, dazwischen das Schelten einer Frauenstimme, ließen mich endlich schließen, daß da Bock nicht wohnen könne, er liebte ja das nicht! Ich hatte jedoch falsch geschlossen, denn nachdem ich mehre Male vergeblich an der einen Thüre geklopft hatte, that sich die des nachbarlichen Zimmers auf und Bock mit einem Kinde auf dem Arme trat auf mich zu. „Bist Du endlich da?“ fragte er; „das Frühstück ist schon lange bereit und meine Frau brennt vor Begierde dich kennen zu lernen. Nur immer herein!“

Die letzte Mahnung mochte sich darauf beziehen, weil ich, eben in Begriff, derselben zu folgen, plötzlich wieder einen Schritt rückwärts trat, als mir eine für die Jahreszeit übermäßig warme, parfümirte Zimmerluft vor meiner Nase vorbeistrich. Mir ist in den Tod nichts so verhaßt, als ein geräuchertes Zimmer. Warum, dringt

sich mir sofort die Frage auf, warum ist hier geräuchert? Wahrscheinlich, antwortete die Vernunft, weil es nothwendig war. Dieser Schluß bietet aber wieder so viele Consequenzen, daß ein Junggeselle mit einiger Phantasie unausbleiblich erröthen muß. Ich trat ein.

Vier junge Böcke und Madam traten auf einmal auf mich zu. „Hier habt ihr," rief der glückliche Vater, „meinen alten, treubewährten Jugendfreund; Kinder, habt ihn recht lieb und Du, Mütterchen, gib ihm einen freundlichen Willkommenkuß!"

Madam Bock war nicht schön, auch war ihr Negligee eben nicht reizend, das hätte ich ihr aber gerne verziehen, denn eine Dame braucht gerade nicht mit ihrem Ballkleid geschmückt zu sein, und kann doch küssige Lippen haben; aber um den Mund der Madam spielte etwas so Unliebenswürdiges, Auffallendes und doch Oftgesehenes, daß ich den angetragenen Kuß um keinen Preis der Welt hätte annehmen können. Jetzt fiel mir es auf einmal ein: es war derselbe Zug, der mir an Dora's Mund so sehr gefallen hatte, nur daß er dort den jugendlichen Lippen zu eigenthümlicher Zierde gereichte und hier auf eine unschöne Weise ausgebildet war. Ich fand mich in großer Verlegenheit. Glücklicherweise trat mich in demselben Augenblicke der älteste von den jungen Böckchen auf eine eben nicht kindliche Weise auf mein bestes Hühnerauge, und ich durfte, ohne den Anstand zu ver-

letzten, laut aufschreien. Bock wollte sich todtlachen. „Nicht wahr?“ sagte er, „mein Karl ist schon ein robuster Junge und er hat ganz Recht, wenn er sagt, daß er Husar werden will.“ Kaum hatte das Karlchen gehört, als er auch sogleich fortsprang und aus dem Spielfache der Fenstererhöhung ein vollständiges Rüstzeug hervorholte. Jetzt ging das Lärmen los. Fränzchen, das zweite Pfand der Bock'schen Liebe nahm dem Husaren die Trompete weg und schmetterte trotz dem Schreien des Beraubten ein solch ausgebildetes Fanfare in die Luft, daß mir Hören und Sehen verging. Der Husar beruhigte sich auch bald und revanchirte sich durch ein wildes, Alles übertäubendes Trommeln. „Ruhig!“ commandirte endlich der glückliche Vater, „ruhig jetzt! Geht hin und holt Eure Schreibebücher, damit der Onkel sieht, daß Ihr auch etwas gelernt habt!“ Trompete, Säbel und Trommel flogen mitten in das Zimmer und in wenigen Augenblicken war das Verlangte da. Vorhin, als der Heidenlärm war, konnte der Vater die Verzweiflung, die sich auf meinem Gesichte, aussprach, möglicherweise für Rührung oder dergleichen halten; was er aber jetzt von mir dachte, als ich die schmutzigen Schreibebücher mit den unkenntlichen Schriftzeichen loben sollte, das ist ein Räthsel geblieben. Er lächelte selbstvergnügt und schickte einen triumphirenden Blick zu mir herüber, obschon ich zuverläßig einem gefolterten Verbrecher ähn-

licher gesehen haben mag als einem befriedigten Onkel.

Während ich mich auf diese Weise mit den drei Knaben, deren zwei mir auf dem Schooße saßen und meine Toilette verdarben, unterhielt, beschäftigte sich Madam mit dem jüngsten Kinde, einem Mädchen, das mit kaum mehr als der letzten Hülle bekleidet war, am Ofen. Das Kleine wollte sich ein für alle Mal nicht waschen lassen, so nöthig das auch war.

„Sei artig Dorachen," bat die Mutter „sei artig damit sich Großmütterchen, wenn sie kommt, über Dich freuen kann; sieh, Du bekommst heute ein neues Kleidchen an."

Der Name Dora ließ mich auf einen Augenblick meine preßhafte Lage vergessen und ich schaute nach der also genannten hin. Mutter Bock unterstützte aber ihre Schmeichelworte mit einem gutangebrachten Klaps, das Kind huschte in das rothe Kleidchen und schaute lächelnd im Zimmer umher. Bei diesem Anblick überkam mich eine eigene Angst. Die Aehnlichkeit, die ich vorhin schon zwischen der unschönen Mutter und meiner Dora gefunden hatte, zeigte sich in den kindlichen Zügen der Kleinen so auffallend, daß mir kein Zweifel länger blieb. Noch einmal schaute ich die Mutter an, und, beim Himmel! es waren dieselben Augen, derselbe Mund, dasselbe Haar, nur nicht so schelmisch, nicht so küssig, nicht so glänzend. Diese Entdeckungen

und die Muthmaßungen, die sich daran knüpfen, versetzten mich in einen Zustand der peinlichsten Unbehaglichkeit. Ach Gott, dachte ich, wenn Deine — hier hielt ich einen Augenblick inne — wenn Dora in ihren späteren Jahren auch einmal so unliebenswürdig, so, so — und gar so wenig sauber werden könnte! Dieser Gedanke verscheuchte die ganze Poesie meiner Liebe und meine Heirathslust wurde um ein Merkliches zurückgedrängt. Um meinen Mißmuth noch größer zu machen, verordnete Bock, der inzwischen mit den drei Jungen im Zimmer herumgetollt hatte, daß jeder von diesen dem Onkel auch einen Kuß geben und dann gewaschen werden sollte. „Flugs!“ setzte er hinzu, „ehe die Großmutter kommt.“ Alles Sträuben half da nichts; ich mußte die ungewaschenen Küsse der drei jungen Böcke ruhig entgegennehmen und konnte mir nicht einmal den Mund abwischen, da mir der schlaue Carl mein Taschentuch, auf welchem der große Kaiser verwebt war, und den er für einen Husaren hielt, mit weggenommen und eine Fahne davon gemacht hatte.

Bock lachte übermäßig, fast unanständig, und ich? Ich mußte zu dem bösen Spiel gute Miene machen und mitlachen — ich mußte. O dieses Lächeln, der Himmel hat es gesehen und meiner Brust den Schwur entsteigen lassen, in meinem Leben nie den endlich wiedergefundenen Freund auf diese Weise zu bewillkommen,

nie, nie! „Bock," sagte ich deshalb mit feuchten Augen zu ihm: „Du bist glücklich, entsetzlich glücklich aber ....

„Großmutter, Großmütterchen! rief es auf einmal aus vier jungen, gewaschenen und ungewaschenen Kehlen, und herein aus dem Nebenzimmer trat — die Frau Commerzien-Assessor E., meine Begleiterin von gestern Abend, die Mutter meiner Dora, meine Schwiegerm...... Mir fiel es auf einmal wie Schuppen von den Augen, und ehe noch die Frau Assessor dem kleinen Dorachen eine Zuckerdüte übergeben hatte, welche Pathe Dora aus E. schickte, wußte ich schon, daß Madam Bock die Schwester meiner Geliebten, und die Frau Commerzien-Assessor unser Aller Mutter war, daher die Aehnlichkeit zwischen Madam und Dora und zwischen Letzterer und der siebenten Ader. Als ich gestern Abend Mütterchen, die mir auf einmal wieder weiter nichts als Frau Commerzien-Assessor war, von der Post hieher geleitete, hatte ich in der Dunkelheit weder auf Straße noch Haus geachtet auch hätte das unsere intressante Unterhaltung gar nicht zugelassen.

Daß sich die Frau Commerzien-Assessor über meine unvermuthete Anwesenheit sehr wunderte, versteht sich von selbst; sie wurde indeß durch meine und Bocks Erklärungen bald in den nöthigen Zusammenhang der

Dinge gebracht und viel fehlte nicht, so hätte heute Morgen schon eine Familienscene stattgefunden. Dies aber merkte ich und suchte mich deshalb zu beurlauben. „Glaube mir," versicherte ich den überglücklichen Freund, „wenn ich nicht bald hinaus in's Freie komme, so falle ich in Deinem eigenen Zimmer der Länge nach in Ohnmacht. Die warme Zimmerluft, Deine gewaschenen Kinder, die unvermuthete Anwesenheit der Frau Assessor und Dein starker Kaffee stürmen mit solcher Heftigkeit in mir, daß ich nothwendig in's Freie muß. Habe ich draußen meine Ohnmacht abgefertigt, so komme ich schon wieder." Im Auge des burschikosen Bock stand eine helle Freudenthräne.

Ich stürzte hinaus und unerschütterlich fest stand es vor mir: Ich heirathe nicht, wenigstens Dora nicht!

Nachmittags fuhr ich, ohne von Bock Abschied genommen zu haben, mit der Post nach Haus zurück. Hier fand ich einen Brief vor, der mich bestimmte, schon am folgenden Tag auf ein Viertel Jahr in die Heimath zu reisen. Vorgestern erst bin ich wieder hier angekommen. Es hat sich hier inzwischen vieles Intressante zugetragen, Dora z. B. hat einen hübschen Horndrechsler, dessen Vater Magistratsmitglied ist, geheirathet, und Madam Bock ist wieder von einem jun-

gen Sohn entbunden worden, welchem der Vater, laut dem mir vorliegenden Schreiben, meinen Namen zu geben gedenkt.

Ich heirathe nicht, wenigstens Dora nicht; oder sollte mir es auch wie Bock ergehen? —

Der Schott'sche.

Novellette aus dem Salonleben einer kleinen Stadt.

Der Schultheiß.

Novellette aus dem [illegible] einer kleinen Stadt.

I.

Bei dem Herrn Steuerrath war großes Diné, und die Noblesse des Städtchens inclusive meiner gefeierten Rosalie eingeladen. Ich selbst war zwar erst wenige Wochen hier, erhielt aber doch auch eine Einlaßkarte. Der gute Herr Steuerrath hatte angenommen, daß ein junger Mann, der feine Mannschetten trug und sein Ebenholzstöckchen sehr zierlich zu schwenken wußte, ohne Zweifel auch die Geheimnisse der feineren Gesellschaften kenne und zu der allgemeinen Erheiterung etwas beitragen würde. Hierin hatte der brave Herr allerdings nicht ganz Unrecht denn . . . . . doch erlaube mir der geneigte Leser, daß ich ihm erst eine kleine Naturgeschichte meiner eigenen werthen Person vorausschicken darf.

Ich bin von Natur ein über die Maaßen guter Mensch, bekümmere mich weder um die hanoversche Verfassungsfrage, noch um die Eisenbahnactien, weiß weder etwas vom Bundestag, noch vom Herrn Droste von Vischering, ja ich bin nicht einmal ein Schöngeist, und doch . . . . ach, es ist recht garstig, daß ich nicht einmal ein Schöngeist bin.

Alle Tugenden, die man heut zu Tage, von einem gebildeten jungen Manne verlangt, besitze ich in einem so hohen Grade, daß ich in meiner Vaterstadt für einen wahren Ausbund von Liebenswürdigkeit galt, und wenn ich auch nicht gerade so ausgezeichnet tanzen kann wie z. B. die Taglioni, so sahen es doch die Schönen immer bisher recht gerne, wenn ich mich ihnen mit einem „dürfte ich die Ehre haben?" nahte. Nur bis zum „Schott'schen" habe habe ich es trotz aller Gelenkigkeit und Anstrengung nicht bringen können. Das neidische Geschick scheint einmal auf dieser Erde nichts Vollkommnes dulden zu wollen. — Verliebt bin ich wie ein Sperling; — geliebt habe ich aber noch nie! Singen kann ich, aber noch besser wie ein Sperling, vielleicht wie eine Lerche. Ach wenn ich „Schott'isch" nur wie ein Bär tanzen könnte, ich gäbe meinen Lerchengesang gerne dahin!

Wir lesen nun im großen Buche der Völkergeschichte, daß auch die größten Männer einmal in ihrem Leben eine Dummheit begangen haben, und bei dieser Gelegenheit vom Schicksal erreicht worden sind.

Hätte Napoleon nicht die specielle Sehnsucht gehabt, den Eisgefilden Rußlands einen Besuch abzustatten, nimmer wäre sein Muth gekühlt worden. Wir wären jetzt gut französisch und wüßten nichts vom Schott'schen. Auch mein Schicksal hat mich erreicht, nur daß mir nicht das Eis,

Schnee, oder eisige Grenadiere, sondern zwei Sonnen im Himmelsgesicht eines Mädchens mir ihr: „bis hieher und nicht weiter!“ zuleuchteten.

Meine Bestimmung führte mich vor Kurzem hieher. Das schöne bergumschlossene Thal, geküßt von dem spielenden Wogen der Mulde, reizte mich schon in den erster Tagen zu einem Ausflug, und auf diesem war es, wo ich meinen ersten dummen Streich begehen sollte. — Ein Mägdlein, hold wie sie Clauren nicht beschrieben, saß, versunken im Anschauen der untergehenden Sonne, auf einer kleinen Anhöhe, kaum horchend auf der Mutter Erinnern, daß es Zeit sei zum Aufbruch. Wie sich alles macht in der Welt, so war auch bald eine Unterredung im vollen Gange. In der That wußte ich kaum, ob ich das holde Kind mehr ob der Tiefe und Reinheit seiner Gefühle, oder mehr ob seine Augen, in denen sich ein Himmel von Seligkeit abspiegelte, bewundern sollte. Daß ich's kurz sage: ich, der ich bisher nur verliebt gewesen war, liebte zum ersten Mal. Die Herrn Dichter faseln gar wundersames Zeug von der Liebe; aber etwas Unwahreres als ihre Behauptung: „wahre Liebe spricht nicht viel,“ ist mir noch nicht vorgekommen. Wahre Liebe spricht erst recht viel, wenn auch gerade nicht in Worten, doch gar Manches durch — Schweigen und durch die noch von keinem Stenographen nachgeschriebene Telegraphensprache der Augen. Ach, welches

Buch von Worten wurde mir, als ich mich von Rosalie -- so hieß das Wunderkind — in der Nähe der Stadt trennte. Ein schneller verstohlener Blick von ihr, und ich ahnte, was sie sagen wollte, und antwortete auf dieselbe Weise.

Das Glück begünstigte mich in meiner jungen Liebe recht auffallend. Der Zufall führte mich mit Rosalien öfters zusammen, und bald, ach zu bald fühlte ich, daß ich zum ersten Mal treu liebe und wieder geliebt werde. Ich begeisterte mich demnach mit den Schiller'schen:

„Was schöne Seelen schön verbunden,
Muß trefflich und vollkommen sein,“

und liebte vier Wochen lang in den Tag hinein. Auf einmal aber kamen die Eis- und Schneegefilde der Convenienz, und die Residenz meiner Liebe, mein armes Herz, verblutete an der Beresinabrücke des „Schott'schen.“

II.

Bei dem Herrn Steuerrath also war Diné dansant.

Eben verhallte der letzte Ton der achten Stunde, und ich betrat freudig beklommen das erhellte Zimmer. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich. Aber das Auge der Liebe sieht scharf; ich erkannte im bunten Gewühl meine Rosalie, der Blumen schönste im schönen

Kranze. Ein Blick von ihr, und ich sammelte Kraft, mein Compliment mit allem nur möglichen Anstand abzufassen, ja ich wagte es sogar sieben Schritte saal-einwärts zu avanciren und einer bejahrten Dame einen Paragraph aus „Albertis Complimentirbüchlein zu citiren. Das half. Wir hatten heute ein Heidenwetter, Fräulein L. hatte ein funkelnagelneues Thibetkleid an, der Herr Lieutnant v. J. seinen Backenbart abrasirt und so gab es hinlänglichen Stoff zu einer ausgezeichneten Unterhaltung. Als Rosalie gewahrte, wie ich durch meine feinen Wendungen und kunstgerechten Komplimente einen Kreis von den Auserwählten der Gesellschaft um mich gebildet hatte, sah sie triumphirend im Saale umher und fast verächtlich auf den abrasirten Herrn Lieutnant herab, der sich vorzugsweise für sie zu intressiren schien, dessen Unterhaltungsgabe aber sich bei weitem nicht eines solchen Wirkungskreises erfreute.

Alles endet mit der Zeit, so auch unsere Conversation. Man schlug Pfänderspiele vor. Da erst war ich recht zu Hause, und es war kein Egoismus, wenn ich in den Mienen fast aller Damen die Bestätigung las, daß ich doch ein allerliebster Mensch sei.

Rosalie bevorzugte mich, dem Herrn Lieutenant zum Aerger, recht auffallend, und ich befand mich wie im Himmel. Aber noch war mir das Glück nicht zu Theil geworden, mit ihr einige vertraute Worte zu

wechseln. Da wollte es das gütige Geschick, daß ich mit ihr die Aufgabe einer Pfandauflösung außerhalb des Zimmers, im dunkeln Vorsaale, abwarten mußte, und mit freudezitternder Stimme fragte ich sie, ihre Hand fassend, „Zürnen Sie, theure Rosalie, dem Geschick, das uns so gütig zusammenführt?" — „Warum sollt' ich?" hauchte sie mit hochklopfendem Busen. — „Sie werden mir doch nichts zu Leide thun? — „Und wenn ich doch", rief ich beherzt, sie umschlingend, „und wenn ich die Gelegenheit benutzte und einen Raub versuchte, der . . . ." — „Um Gott, lassen Sie" lispelte sie kaum hörbar. „Man ruft uns"! Aber schon brannte der erste Kuß auf ihren gewährenden Lippen. „Fräulein Rosalie"! rief es vom Saale, „Fräulein Rosalie, das Pfand, das Pfand!" — Ein Händedruck und sie entfloh.

„Sie scheinen", rief uns der Herr Lieutenant, halb zu mir halb zu Rosalie gewendet, beim Eintritt zu, „eine sehr interessante Unterhaltung gepflogen zu haben, da sie unser dreimaliges Rufen überhört?" — „Wirklich?" fragte ich verwirrt, „wirklich?" „Ich habe es blos ein einziges Mal gehört, und Fräulein Rosalie . . . ."

„Ich?" erwiederte diese minder befangen, „ich hörte es wohl; es gewährte mir aber Vergnügen, Sie einmal recht lange warten zu lassen." Der Herr Li-

eutenant wollte hierauf wieder etwas erwiedern, allein entweder fiel ihm nichts ein, oder die Pfandauflösung ging vor sich.

Dame S**, die immer heitere, schüttelte die Pfandopfer nochmals mit lautem Geräusch in ihren Pompadour und rief das übliche: „was soll der oder die thun dem oder der dieses Pfand gehört?“ mit wichtiger Stimme ab. Der Herr Lieutenant benutzte diesen Augenblick, da ich so eben mit Rosalie in einem vertraulichen Gespräch versunken . . . . . und lispelte der Pfandinhaberin: nehmen Sie ein Pfand von Rosalie!“ zu. — „Sie mag uns,“ rief der Boshafte, wohl wissend, daß Rosalie alles mögliche, nur keine gute Sängerin war, jetzt laut: „Sie mag uns ein schönes Liedchen singen!“

Da traf ihn aber ein strafender Blick von der Pfandausgeberin — schnell war die Börse von Rosalie die sie wirklich schon in der Hand gehalten hatte, mit einem Pfande von mir verwechselt, und „Herr Actuar“ rief sie, sich zu mir wendend: „wenn es Ihnen gefällig wäre?“

„Verd . . . .,“ murmelte der Herr Lieutenant mit dem Fuße stampfend, — und ich stellte mich in Positur.

Ich war meines Sieges zwar ziemlich gewiß, aber dennoch zitterte ich. Rosalie schmiegte sich ängstlich an ihre Freundin S**

Ich sang das schöne: „Seh ein Röslein am Wege stehen!“ wobei ich Rosalie mit liebeglühenden Blicken ansah.

Eine Todtenstille herrschte im Salon. Nur der abrasirte Herr Lieutenant ging wie eine Schildwache auf und ab, mit den Zähnen knirschend. Aus Rosaliens Auge stahl sich eine Thräne der Freude. Die Frau Hofräthin Ptz. gab zuerst ein Zeichen ihres Beifalls. „Prächtig, allerliebst!“ tönte jetzt von den zarten Lippen der gefühlvollen Damen, „Bravo, Bravo!“ von denen den Männer. Der süßeste Dank aber wurde mir durch Rosalie, die, das allgemeine Entzücken benutzend, sich in meine Nähe drängte und mir verstohlen die Hand drückte.

Der Herr Lieutenant schien es doch bemerkt zu haben, und außer sich vor Aerger, hub er ironisch lächelnd an: „In der That, Herr Actuar, es wundert mich sehr, daß Sie sich die hier anwesende Schauspielergesellschaft nicht zu Nutze machen und sich als ersten Sänger engagiren lassen. Sie haben eine selten schöne Stimme.“

„Wenn schon,“ erwiederte ich hochroth vor Zorn und ermuthigt durch die Indignation, die sich auf den Mienen Aller aussprach, „eine kleine Anlage, die ich blos aufgefordert und dann zum Besten gebe, sobald ich eine kunstliebende Gesellschaft auf einige Augen-

blicke damit zu erheitern glaubte, genügt, ein so vortheilhaftes Engagement zu erhalten, wie Sie eben die Güte hatten mir vorzuschlagen, so wundert es mich noch mehr, daß Sie sich nicht bereits als Soufleur angeboten haben; daß Sie hierzu ein ausgezeichnetes Talent haben, wird Fräulein S** bezeugen können, der Sie vor wenigen Augenblicken noch unaufgefordert eine Probe ablegten."

„Herr Actuar," rief er mit wutherstickter Stimme, Sie vergessen daß ich Lieutenant bin und . . ."

„Meine Herrn!" unterbrach ihn der joviale Steuerrath, „nur keine Pikanterien. Der Herr Actuar hat eine schöne Simme und Sie sind ein muthiger Cavalier. Hab' ich Recht oder Unrecht?"

„Aber Herr Steuerrath" warf der Lieutenant dazwischen, „darf ich solche Beleidigung annehmen?"

„Was da Beleidigung!" lachte der Gastgeber, „Sie haben angefangen und der Herr Actuar fortgefahren; jetzt trinken Sie ein Glas Punsch zusammen, und damit ist die Sache abgemacht. Hab ich Recht oder Unrecht?"

„Recht, recht," tönte es im ganzen Kreise. „Der Herr Actuar hat ganz Recht", lispelte Rosalie.

Nur ungern bequemte sich der Herr Lieutenant. „Nun," lachte er endlich, „wenn sich denn Alles gegen mich verschwört, so muß ich wohl Unrecht haben. Auf

das Wohl Ihres . . . . . . „Pst, pst,“ unterbrach mich der Herr Steuerrath. — Der Friede war hergestellt.

III.

Die Pfänderspiele wurden natürlich nicht fortgesetzt. Ich gab deshalb den allgemeinen Bitten nach und trug noch einige Gesangpieçen vor, wobei mich abwechselnd Rosalie oder Fräulein S** auf dem Fortepiano begleiteten. Der Herr Lieutenant war inzwischen in das Nebenzimmer gegangen und hatte sich zu den Spieltischen gesetzt. Bald aber wurden auch diese von den älteren Herren und Damen, die nach und nach einen großen Kreis um mich bildeten und mir unter den verschiedenartigsten Exclamationen zuhörten, verlassen.

„Wie wäre es,“ hub endlich der Herr Steuerrath an, der wie ein Perpetuum mobile bald in dem Spielzimmer, bald in unserem Saale herumtrippelte, „wie wäre es, wenn wir ein Tänzchen improvisirten? hab ich Recht oder Unrecht?“

„Ein famoser Vorschlag,“ bemerkte ein anwesender Studiosus, „ich schlage nach!“

Die Mienen der sämmtlichen jungen Damen lachten Beifall, die älteren begaben sich wieder an ihre Spieltische.

„Wahrhaftig, Herr Steuerrath,“ erinnerte der Lieutenant, „das ist ein Einfall zu rechter Zeit. Da der

Actuar so gut singen kann, kennt er auch ohne Zweifel einige neuere Tänze, und ist gewiß so gut, einige zum Besten zu geben."

„Mit Vergnügen", erwiederte ich. — „O, was das anbelangt" versetzte der Herr Steuerrath „so ist daß meine Sorge. Ich spiele noch so leidlich, und gewiß haben einige ältere Herren die Güte mich einmal abzulösen."

Es liegt eine Fülle der Poesie in den Vergnügungen des Tanzes, ein Meer von Wonne, wenn man im Arme der Geliebten dahin stürmt; so nah dem wogenden Busen und dem pochenden Herzen von denen sonst Form und Convenienz schieden.

War es Zufall oder Absicht, genug, als mein Auge Rosalie suchte, stand sie ganz in meiner Nähe. Eben als Herr Lieutenant daher geflogen kam, hatte ich die Bitte, mir das Vergnügen des ersten Tanzes zu schenken, vorgebracht. Erröthend reichte sie mir die Hand.

„Der Herr Actuar", hub der Lieutenant, der mit Fräulein S** uns zunächst tanzte, an, als ihn diese eben auf einem Augenblick verlassen hatte, „der Herr Actuar hat mich der Ehre beraubt, mit Ihnen tanzen zu können, mein Fräulein, und ich muß Sie daher in Ihrer gewiß sehr anziehenden Unterredung unterbrechen um sie für den nächsten Tanz um dieses Vergnügen zu bitten."

Rosalie verneigte sich.

Muß ich vielleicht fürchten, mein Fräulein" lispelte ich ihr zu, als ich mich unbelauscht sah, „daß auch Sie meinem Glücke zürnen? der Herr Lieutenannt scheint ein sehr guter Tänzer." —

Sie sind gütiger gegen ihn in Ihren Aeußerungen, als er gegen Sie," hauchte sie mir zu, „und schon aus diesem Grunde macht es mir Vergnügen mit Ihnen tanzen zu können."

„Sie umgehen meine Frage," gegenredete ich, „und wenn mir auch meine Eitelkeit zuflüstert, daß Sie mit mir vielleicht nicht ungern tanzen, so, so" ...... Ich stockte.

„Nun," antwortete sie leise erröthend, „so will ich Ihnen gestehen, daß ich mit Ihnen sogar lieber tanze, als mit dem Herrn Lieutenant."

„O, dieß Geständniß," flüsterte ich, ihre Hand an mein Herz drückend, „wie glücklich macht es mich!"

Der Walzer war beendet.

Etwa drei oder vier Tänze mochte der Herr Steuerrath gespielt haben, als er von einem andern Herrn abgelöst wurde und in das Nebenzimmer ging. — Ich hatte abwechselnd mit Rosalie und Fräulein S** getanzt und pausirte eben, als die künstliche Wanduhr des Salons mit großem Geräusch die zwölfte Stunde

anzeigte und eine lustige Weise im dreiviertel Tact spielte. In diesem Augenblick trat der Gastgeber wieder in das Zimmer.

„Meine schönen Damen und Herren," rief er, sich vergnügt die Hände reibend „es ist mir so eben eine Idee zugekommen, die Sie mir gewiß alle Dank wissen werden. — Das Neue und Jugendliche ist zwar, — fuhr er gegen die Damen gewandt fort — „immer liebenswürdig, aber ich hoffe, daß Sie mir auch zugeben, wenn ich behaupte, daß das Alte in der Regel ehrwürdig ist. Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Voller Erwarten und erstaunt über die dunkeln Worte, sahen die Damen einander an, nicht wissend was sie sagen sollten.

„Hab' ich Recht oder Unrecht?" fragte er noch einmal.

„Recht, recht!" riefen jetzt Alle, vielleicht mehr aus Höflichkeit als aus Überzeugung.

„Nun" sprach er vergnügt weiter, „so werden Sie mir gewiß auch beipflichten, wenn ich Sie jetzt zur Aufrechthaltung eines alten ehrwürdigen Brauches recht angelegentlich bitte." — „Es ist" fuhr er mit nachdrücklicher Stimme fort, „in unserem Muldenthale nun schon seit langer, langer Zeit üblich, daß auf allen Familienbällen mit dem Glockenschlage zwölf Uhr verkehrtes Ballreglement eintritt, d. h. daß die Damen

engagiren, und ich beantrage nun, daß diese übliche Sitte auch auf meinem heutigen Bällchen Eingang finde!"

„Bravo, Bravo!" riefen sämmtliche Tänzer, „famos" der Herr Studiosus.

„Aber, Herr Steuerrath," bemerkten einige prüde Damen, „das geht ja nicht. Wir" . . . .

„Wie?" fiel ihnen der Angeredete in der fröhlichsten Weinlaune in's Wort. „Sie wollen nicht? Grade von Ihnen hoffte ich am ersten Gewährung und ich alter Knabe würde mich nicht wenig freuen, wenn ich sähe, daß sich die Damen einmal recht um mich zankten."

Da alles Protestiren von Seite der Tänzerinnen nichts half, flogen jetzt mehrere auf ihn zu, ihn auffordernd.

„Hah, Hah," lachte er, „dacht ich's doch, daß Sie mich nicht würden schimmeln lassen; aber so viel sehen Sie schon ein, daß ich bei aller Anerkennung dieser unendlichen Ehre doch nur mit einer Dame tanzen kann. So kommen Sie denn her Fräulein S** aus alter Nachbarschaft" . . . .

Schüchtern nahte sich mir Rosalie. Ich war überglücklich. — Der Herr Lieutenant mußte — pausiren.

„Aber 'nen Schott'schen, Herr Doctor," rief der Steuerrath dem Vorspieler zu. „Verstehen Sie, 'nen Schott'schen."

„Ja, ja, einen Schottischen!" stimmte Rosalie bei.

„Lassen Sie uns doch lieber," flüsterte ich ihr im Gefühle des Unvermögens verwirrt zu, „bei dem Walzer bleiben, er ist . . . man . . .

„Nein, nein, einen Schottischen!" rief sie laut.

„Aber, ... aber, mein Fräulein," stotterte ich in der größten Verlegenheit, „ich will es Ihnen nur gestehen; ich kann nicht schottisch tanzen."

„Wie?" rief sie erschrocken, meine Hand los lassend, „Sie können nicht?"

„Wie, Sie können nicht schottisch?" fragte der inzwischen herzugetretene Lieutenant. „Das ist köstlich, das ist unerhört!"

Indessen schlug der Doctor den Schottischen an. Ich stand da, ein Ritter von der traurigen Gestalt.

„Denken Sie sich nur," hörte ich den Lieutenant in dem Nebenzimmer zu den Spielenden sagen, „denken Sie sich nur: der Herr Actuar kann nicht schottisch tanzen!"

Alle stürzten in den Salon.

„Aber wie ist dieß möglich?" rief man mir von allen Seiten zu. „Aber, ich begreife nicht — so ein Modetanz — ich kann's noch gar nicht glauben . . . . Das verräth doch wirklich wenig savoir vivre." „Hm, hm, nicht Schottisch!" brummte der Steuerrath „das ist Unrecht!" — Vernichtet stand ich da und war unvermögend ein Wort Entschuldigung hervorzubringen.

„Allons, werther Herr Doctor, spielen Sie nur immer weiter," rief der Lieutenant triumphirend, „und jedenfalls einen Schottischen!" — die Musik begann von Neuem.

„So erlauben Sie denn," wandte sich der Lieutenant zu meiner erbitterten Tänzerin, daß ich das Vergnügen haben und diesen Schottischen mit Ihnen tanzen darf."

Sie rauschte dahin. Rosalie würdigte mich keines Blickes.

„Noch einen Schottischen," rief mein frohlockender Nebenbuhler, „noch einen Schottischen!" und fast Alle stimmten bei.

Rosalie und er tanzten wieder zusammen.

Ich sah, daß sich meine Glanzepoche, ja meine Liebe zu Ende neigte. Alle, selbst der joviale Steuerrath sahen mich kopfschüttelnd an. Nur Fräulein S** warf mir einen theilnehmenden Blick zu. Zerknirscht und außer mir vor Schaam verließ ich heimlich die Gesellschaft.

IV.

Etwa einen Monat nach diesem Vorfall fand ich bei meiner Nachhausekunft von der Expedition drei Briefe vor. Ich entfaltete den ersten. Es war eine Subscriptionsliste von einem eben angekommenen Tanzlehrer, der

mit den Bemerken, daß er ganz besonders auf die jetzt so modernen Schottischen Rücksicht nehmen würde, ein verehrliches Publicum zu recht zahlreichen Unterschriften aufforderte. Seufzend unterzeichnete ich.

Der zweite enthielt eine Karte auf der die Worte prangten?

Rosalie H** und Lieutenant v. F.** Verlobte.

In diesem Augenblick ritt der Steuerrath vor meinem Fenster vorbei. „Wissen Sie die Neuigkeit schon Herr Actuar?" rief er mir zu, wissen Sie, Fräulein Rosalie . . . .

„Ich weiß, ich weiß" entgegnete ich bitter lächelnd.

„Ich dachte immer," fuhr er fort, „es sollte für Sie etwas geben, aber der Schottische, der Schott'sche! — Hab' ich Recht oder Unrecht?"

„Recht" dachte ich. — Er ritt weiter.

Das dritte mit dem königlichen Siegel versehene Schreiben enthielt meine Ernennung zum Amtmann.

Aller Gram, Rosalie, der Schottische, die ganze Welt war vergessen. Doch nein! Ein Bild stand jetzt heiliger und klarer denn je vor mir; es war das der gefühlvollen S**.

Ich werde wohl in einigen Wochen auch Karten versenden.

und Nachbemerkung, daß er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurde, die verschiedene [illegible] zu recht [illegible] [illegible] zugetraute. Endlich unterbrach er ihn.

[illegible] [illegible] eine Reise auf die [illegible] [illegible]?

[illegible] [illegible] [illegible].

Die [illegible] [illegible] mit der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „[illegible] Sie die [illegible] [illegible] [illegible], daß er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Ich weiß, ich weiß“ entgegnete ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]?

„[illegible]“ [illegible] — [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Heinrich! Heinrich!

Humoristische Erzählung.

I.

Ich war mit Gott, der Welt und mir zerfallen. Am meisten aber war ich gegen das Corps der Marqueurs und Wirthe ergrimmt. Niemand wollte mehr borgen. Noch gestern hatte ich im Hôtel de *** des Oberkellners Hand ergriffen um ihn zu einem weiteren Credit zu bewegen; aber „glauben Sie mir, Franz, es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht.“ — Aber die prosaische Seele hatte mir nicht einmal das bestellte Viertelchen Wein gebracht und entzog sich meiner Mahnung, indem er von dem Augenblick nur als Sturmwind an mir vorübersauste. Ja der Wirth trat mir immer näher, und vermöge der in beide Taschen gesenkten Hände mit Geld klimpernd, sprach er deutlicher, als ich ihn je hatte reden hören: „Ja, ja, mein Herr, es sind sehr schlechte Zeiten!“ Der sonst so bezaubernde Anblick des dicken Mannes erfüllte mich heute mit unheimlichem Schauder, und so mochte es wohl gekommen sein, daß ich immer einen Schritt zurückgetreten war, wenn er mir zu nahe kam, denn ich fand mich plötzlich außerhalb der Thüre, nahe bei der Treppe wieder.

Ja wohl es sind sehr schlechte Zeiten, wiederholte ich zu Hause in meinen dürftigen vier Pfählen und sah hungrig und voll Wehmut auf den dunkelnden neuen Neumarkt hinunter. So war ich nun bereits ein ganzes Jahr in Leipzigs Mauern, hatte es aber zu nichts gebracht als Schulden, und sah auch die Möglichkeit nicht ein, jemals hier auf einen grünen Zweig zu kommen. Die wenigen Stunden, welche ich gab, wurden mir als Candidaten der Theologie schlechter bezahlt, als den rivalisirenden Studenten, weil ich überall zu schüchtern und zu bescheiden in meinen Forderungen war. Heute ging mir dies Alles recht deutlich auf, denn obgleich ich oft hatte hungern müssen, so gesellte sich doch heute, gerade heute eine Bitterkeit dazu, zumal da die Höckerin am Gewandhause mit ihren Victualien sichtbar war und an der großen Feuerkugel noch ein einsamer Markthelfer kauerte. Ich hätte vor Bosheit weinen mögen, ja wenn der Markthelfer mit mir hätte theilen wollen, ich hätte ihm gewiß sein Brod vor die Füße geworfen, um mich in dem erboßten Zustande zu erhalten. Das war dumm, und dabei ertappte ich meine schlechten Gedanken, sagte zu mir: „pfui Heinrich, pfui!" gab mir eine Ohrfeige und wollte den leidenden Magen eben zu Bette bringen, als es an meiner Thür klopfte und meine alte Wirthin hereintrat. „Trifft man Sie endlich, Herr Magister; seit Mittag schon liegt dieser

dicke Brief an Sie da." Ich betrachtete diese dicke Hiobspost — denn was konnte es anders sein — lange mit ungewissen Blicken; endlich brach ich schnell das Siegel auf, und siehe da! — ein Häuflein Kassenbillets flog heraus, in dem Briefe aber stand weiter nichts als: „Heinrich, Heinrich!" In meinen Gedanken dachte ich: und schreib' du tausendmal „Heinrich, Heinrich!" guter Unbekannter, in dieser Begleitung — ich zählte vierzehn Thaler zusammen — soll mir eine Zuschrift von dir stets willkommen sein. Die Freundlichkeit meiner Wirthin hatte sich indeß in stumme Ehrfurcht verwandelt, als sie mich das Geld mit einer Manier einstecken sah, als wäre dies nur eben alle Tage so. Ich machte es wie große Kaufleute und Banquiers, die keine Miene verziehen, wenn ihnen der Postillon die Nachricht bringt, daß sie das große Loos gewonnen haben, sondern gleichgültig ins Buch eintragen und dann dem Boten das Hergebrachte geben. Allein das Papier war mir nicht sicher genug, es konnte in der Nacht verbrennen oder von Ratten zernagt werden und war tausend Arten von Auflösungen ausgesetzt, auch konnte ich nicht damit klimpern, darum ließ ich es in der Eile in lauter preußische Thaler umsetzen, und nun erst — ich hatte mich indeß wieder angezogen — stand ich vor dem Spiegel und zeigte mich mir selbst mit den Worten: „So steht der Mensch im Glück!" Die Gestalt hatte die eine Hand nachläßig in

der Tasche, die andere hing unthätig herab und um den Mund spielte ein spöttisches Lächeln.

Doch es litt mich nicht in der Stube, ich mußte in's Freie, und bald befand ich mich vor dem Petersthore und steuerte der Sternwarte zu. Es war überdies erst 9 Uhr, und nur der Hunger hatte mich diesen Abend so zeitig zur Ruhe treiben wollen, deshalb bog ich in einen öffentlichen Garten ein und forderte Butterbrod mit Schweizerkäse und ein Fläschen Doppelbier. Der Marqueur, der mir das Verlangte gebracht hatte, blieb stehen, ich aber zahlte keineswegs gleich, obwohl ich wußte, daß dies hier Sitte sei, sondern verzehrte mit Ruhe eines Millionärs, den kein Argwohn treffen kann, das Meinige. Erst später langte ich vornehm einen Thaler hin, während ich abgewandt meine Cigarre anbrannte. Lange, lange hatte es nicht so geschmeckt wie heute, weil mir zugleich, wie früher nicht, das Bewußtsein blieb, noch viele Genüsse haben zu können. Gar so gern hätte ich Jemand beschenkt, aber da keine Seele sich erbarmen wollte, mich anzubetteln, blieb mir nichts übrig, als einer kleinen hübschen, aber zerrissenen Brut von Jungen ganz heimlich ein Zweigroschenstück in die Hand zu drücken, mit den Worten: „bessere dich, Range!" Nachher ging ich.

Der Abend war bezaubernd schön. Die eine Seite des Himmels beherrschte der Mond mit seinem blenden-

den Lichte, die andere verdeckten schwarze Wolken, aus denen von Zeit zu Zeit ein ungewisses Leuchten zuckte. Da das Thier in mir befriedigt war, so regte sich auch die freigewordene Seele wieder und sprach sanft: „Auch den schönen Abend hättest du versäumt, Heinrich! wäre dir nicht das Glück begegnet. Auf dem Bette lägst du wahrscheinlich in bangen Träumen, während draußen die Stunden, reich an beseligenden Wonnen, vorüber rauschen, und du wär'st um diese Wonnen ärmer aus dem Leben gegangen." Ich ergrimmte in mir über diesen Fluch der Armuth, der nicht selten auch die reinsten Freuden der Natur verkümmert, besonders wenn ich dachte: wie Vieles hast du vielleicht schon versäumt, wie Vieles ist dir nun unwiederbringlich verloren! — Aber weg von der Vergangenheit, der Zukunft gehören Kraft und Streben, und — was willst du nun eigentlich anfangen? — So weit war mein Ideengang, als ich zu Hause die Treppe hinaufstieg. Auf dem Tische lag noch der offene Brief und sah mich nun, da er leer war, gar sonderbar mit seinem „Heinrich, Heinrich!"an. Ich sann überall hin nach dem Geber, konnte aber keine Spur entdecken, zumal da die Schriftzüge mir gänzlich fremd waren. Ich muß gestehen, daß mir dies höchst ärgerlich war, denn ich wußte weder, wem ich zu danken, noch vor wem ich mich zu geniren hatte, dabei war das „Heinrich" so verdammt vieldeutig und brachte mich

nur auf confuse, unklare Begriffe. Endlich kam ich auf die Frage zurück: Was nun anfangen? In Leipzig bleiben konnte ich vor der Hand nicht, so sehr mich das Rosenthal fesselte, also fort; aber wohin? Nach Hamburg? — Nein! — Nach Frankreich? — Nein! — Nach Nord-Amerika? — Nein! — Also nach Mügeln? — Wenn auch nicht gerade nach Mügeln, aber doch in ein ähnliches kleines Provinzial-Städtchen, wo das Leben billiger ist, und wo — wenn auch nicht Citronen blühen — so doch reiche Mädchen, die nach einem dort seltenen Candidaten angeln. Bei den Leipziger Schönen kommst du überdies nicht an, weil es dir an Kühnheit und Weltton fehlt.

Der glückliche Mensch, zu dem mein Ich diese Worte sprach, lächelte bei dem letzten Vorwurfe, denn er traute sich zwar keine Kühnheit, aber doch Weltton zu, wovon er später den Beweis zu geben gedachte.

So war es denn fest bei mir beschlossen, abzureisen, und zwar gleich morgen Früh vor Sonnen-Aufgang; mit diesen frohen Gedanken legte ich mich nieder. Zuvor aber zog ich noch mein Geld vor, zählte es genau und legte es dann auf den Tisch. Doch hier schien es mir nicht sicher genug, wie leicht konnte Jemand hereinkommen, deshalb schob ich es in einen Winkel des Fensterbrettes. Aber auch der Platz war zu gefährlich, es konnte ja in der Nacht irgendwo Feuer entstehen, im

Schreck vergißt man sich, man reißt das Fenster auf und schleudert das Geld auf die Gasse. Ich nahm es nun wieder und verschloß es sorgfältig in meinen Schreibepult. Am Ende dieser Handlung staunte ich über meine schnelle Verwandlung und sagte mir schaudernd: Siehe, das ist die erste Qual des Reichthums, Gott behüte dich vor Stolz nnd Hartherzigkeit! Die ermüdete Natur siegte zuletzt und ich schlief unter süßen Träumen ein, aber — „Heinrich, Heinrich!"

II.

Es dämmerte kaum, als ich schon wach war, und unter meinen Sachen kramend, die schwierige Wahl zu treffen suchte, was mich Alles in meinem Ränzel begleiten sollte. Dies schien so leicht nicht, denn meine Garderobe bestand meist aus Dingen, von denen sich der pauvreste Kaufmannsdiener nichts träumen läßt. Sonst war wenig da, Schmuck liebte ich nicht, weil er der Eitelkeit fröhnt, und meine Uhr war längst zum Juden gewandert, weil sie, nach Schiller, „keinem Glücklichen schlägt." Nachdem ich bei meiner Wirthin das wenige Rückständige berichtigt, und den übrigen großen Manichäern durch zurückgelassene Briefe Hoffnung zu einstiger Bezahlung, bei bessern Umständen, gemacht hatte, verließ ich leichten Sinnes Leipzig, und war bereits am Thonberge, als die Sonne aufging. — Es bleibt denn

doch ein eigenes Gefühl, plötzlich von der Vergangenheit ganz abgeschnitten zu sein, und gleichsam ein neues Leben anzufangen, in das man gar nichts mit hinüberträgt, als eine leichtsinnige Hoffnung. Der Schritt ist nicht leicht, zumal wenn wir über das Jugendalter hinaus sind, das alte Gebäude total umzustoßen, um einen ganz neuen Plan zu Fortkommen und Glück zu verfolgen. Allein der frische Morgen verscheuchte bei mir bald die Gedanken. Vor mir wandelte ein allerliebstes Bauernmädchen, hoch im Blau des Himmels jubelten die Lerchen, und mein Herz jubelte ihnen nach:

„Und wie viel ist dir geblieben,
Und wie schön ist noch die Welt,
Und mein Herz was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben.“ —

Eins nur war mir höchst fatal, nämlich daß die Gegend so verdammt flach war. In meiner jetzigen Stimmung hätte ich gern Berge erklettert, um niederzuschauen auf die Thäler und wiederum emporzuklimmen. Darum kannte meine Lust keine Grenzen, als ich mich plötzlich in ein liebliches Thal versetzt sah, durch welches ein schöner Strom zog, zu dessen Seiten romantische Berge emporstiegen. Vor Vergnügen über die Berge hätte ich fast das kleine Städtchen darin übersehen, hätte nicht mein innerer Barometer auf große Trockenheit gezeigt, und dadurch zugleich einen Leiter nach dem Rathskeller abgegeben. Dort saß auch die hübsche Bauerndirne, die mir jetzt auf die Frage nach ihrem Namen „Rusel“

antwortete. In der Gaststube selbst war Alles so hell und freundlich, die Gläser blank und rein, die Tische sauber geputzt, und das Bier so ausgezeichnet, daß mir ganz behaglich wurde, bis ein reisender Bergmann hereintrat und sich „einen sanften Heinrich" *) geben ließ. Das störte mich auf. Ich dachte plötzlich: wie, wenn dich der unbekannte Briefschreiber umschwebte, um sich zu überzeugen, welchen Gebrauch du von seinem Gelde machst? Schüchtern blickte ich mich um, und gewahrte zu meinem Schrecken in der Ecke des Saales einen wohlgekleideten Mann, welcher mich scharf fixirte. Der Bissen Hasenbraten quoll mir im Munde, ich ärgerte mich, daß ich nicht das billigere Rindfleisch mit Reis verlangt hatte, und wagte kaum, aus meinem Bierglase zu nippen, denn an noch einen Schnitt war jetzt durchaus nicht zu denken, da mein Wohlthäter in der Ecke sichtlich erzürnt war, was ich daraus schloß, daß er plötzlich das Wochenblatt ergriff und mich keines Blickes weiter würdigte.

„Daß dich der Teufel in den Rathskeller führen muß, edler Mann!" murmelte ich vor mich hin, ward aber im Nu ganz steif in meinen Bewegungen, da ich mich von Neuem beobachtet sah. Diese Spannung konnte unmöglich lange dauern, denn die vorwurfsvollen Blicke

---

*) Eine Art Liqueur.

des Unbekannten fingen mir allgemach an lästig zu werden. „Du bist doch auch ein Mensch! zeige deinen männlichen Stolz! du kannst das Geld zurück erstatten! aus edlem Herzen ist es gewiß nicht gekommen!" So klang es in mir, bis ich endlich mit einer Stimme, die vor Bosheit überschnappte, aufschrie: „Einen Rum, Frau Wirthin, einen Rum!" — Das wirkte. Schweigend stand der Mann auf, warf mir noch einen durchbohrenden Blick zu und schritt zur Thüre hinaus. Ja drohe nur noch Satan! rief ich ihm erhitzt auf die Gasse nach und fragte gleich darauf hastig die Wirthin: wer war der Herr, welcher eben fortging? Ein wohlhabender Zinngießer, der aber an Geistesschwäche leidet, und gestern Abend aus dem Irrenhause entlassen worden ist, da er keinem Kinde etwas zu Leide thut, antwortete diese. Also ein verrückter Zinngießer hat dich außer Fassung gebracht, dachte ich beschämt, ergriff meinen Stock, bezahlte und zog zum Städtchen hinaus, ohne Zweck und Ziel, immer den Fuhrleuten nach und ihren dickbeinigen Pferden, überladenen Wagen und blauen Hemden.

Der Abend rückte näher, doch ich fand mich immer noch auf einem schmalen Fahrwege im Walde, ohne zu wissen, wohin er führte. Da kam ein lustiges Völkchen in einem großen Korbwagen daher gefahren, in dem man auf den ersten Anblick eine Schauspielertruppe erkannte. Ich mochte ihnen in meinem eleganten schwar-

zen Frack — denn ich hielt bei meinem einzigen Kleide stets auf die neueste Mode — mit dem dürftigen Ränzel auf der staubigen Landstraße abentheuerlich genug vorkommen, ja vielleicht als ihres Gleichen erscheinen. denn sie luden mich höflichst ein, bei ihnen im Wagen Platz zu nehmen, was ich auch ohne Umstände that. So ging die Reise im Fluge, dem Städtchen zu, dessen Thurmspitze ich jetzt hervorragen sah. Aber wie ward mir, als wir uns dem Thore näherten, und ich eine Unzahl Menschen gewahrte, welche uns zu erwarten schienen, und schon von der Ferne Tücher schwenkten und schrieen. Meine Pein vermehrte sich, da ich von meinen Gefährten erfuhr, daß sie noch an demselben Abend im Städtchen spielen wollten, und zwar Shakespeare's große Tragödie „Romeo und Julie." Ihre Abreise von der letzten Station sei nur dadurch verzögert worden, daß der Wirth ihr Gepäck nicht habe herausgeben wollen, deshalb wäre Bajazzo vorangeeilt, um das Stück anzukündigen und das Publicum zu zerstreuen. Wirklich gewahrte ich nun mitten im Volke die Harlekinsjacke, die sich bald überschlug, bald hoch in der Luft schwebte. Jetzt kam die Bestie, die uns erblickt, näher, und leitete, wie der Weisel, den ganzen Schwarm auf uns zu. In der Verzweiflung wollte ich aus dem Wagen springen, aber man duldete es nicht, ja der Balg, aus welchem in Kurzem die Psyche einer Julie hervorkriechen

mußte, drängte sich mit der freundlichsten Unverschämtheit an mich. Grimmig schaute ich mich nach Romeo um, welcher zugleich Director der Truppe war, aber der Mann lag versteckt im Stroh im kalten Fieber, hatte heute seinen schlimmen Tag und sah schon aus wie im letzten Acte. Es ward mir klar, daß die Bande mit mir Staat machen wollte, denn nicht ohne Absicht hatte man mir einen erhöhteren Sitz angewiesen. In der Todesangst mochte ich wol etwas den rasenden Roland spielen, weil ich plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit des Pöbeltrosses, der jetzt den Wagen umringte, auf mich gerichtet sah; eine Schöne warf mir sogar einen ungeheuren Kranz von Eichenblättern über den Kopf und stempelte mich so zum Helden der Scene. Leidenschaft macht dumm, darum konnte ich den Kranz weder abschütteln noch zerreißen; wäre es „Sauerlump"*) gewesen, ich hätte mich durchgefressen. Doch es war zu spät; Julia lehnte sich sanft an mich an, und schlang ihren Arm durch den Kranz und um meinen Nacken; mehr links im Wagen richtete sich ein Riesenkerl auf, erfaßte das andere Ende des Kranzes, hielt es etwas erhaben und verharrte in einer ganz schrägen Stellung, den Blick gen Himmel gewandt. Bajazzo ritt schweigend

---

*) Provinzial-Ausdruck für Sauerampfer.

auf einem Falben voran. — Ich gewahrte nur noch das frappante Lächeln des Thorschreibers, weiter sah ich nichts mehr. Als Statue ließ ich mich nach dem Wirthshause fahren, stieg dort unter dem Jubel einer Legion Gassenjungen gedankenlos aus und forderte — Weißbier. Aber die Macht der Zeit mildert Alles; nach einer Viertelstunde war ich schon ruhiger Betrachtungen fähig. Und als nun die Missethäter selbst, bereits tragisch costümirt, mich mit ihren verhungerten Gesichtern um Verzeihung baten, zugleich auch der Hausknecht den günstigen Erfolg des Triumphzuges bestätigte, denn die ganze schöne Welt hatte Billets holen lassen, um den stolzen primo amoroso, der sie keines Blickes gewürdiget, näher kennen zu lernen — da sprach mein Mund das große Wort der Vergebung aus, indem ich zugleich die Einlaßkarte zum ersten Sperrsitze dankend annahm.

Die Ouvertüre hatte eben mit einer für das Trauerspiel wohlberechneten Dissonanz geendet als ich nach vornehmer Sitte durch das gedrängte Parterre meinem Platze zuschritt. Ein goldverbrämtes Kissen lag auf demselben, und als ich mich niederließ, sah ich mich wiederum zu meinem Schrecken über Alles hervorragen. Die Elenden hatten mich nur versöhnt, um mich in eine neue Falle zu locken. Dies bestätigte der gekrümmte Arm des Souffleurs, der jetzt aus dem Kasten herumlangte und mir mit devoten Schnippen eine Prise anbot. Also mußte

ich noch immer für den Helden der Truppe gelten, — das war zum Verzweifeln. Aber mein Zorn konnte nicht aufkommen, weil eine andere Erscheinung alle Aufmerksamkeit auf sich nahm. Es war dies ein wunderhübsches Mädchen im eleganten Reise-Anzuge, welches mit einer ältlichen Begleiterin ebenfalls einen Sperrsitz einnahm. Doch weder den Künstlern, noch ihrem gefeierten Director, nämlich mir, wollte es gelingen, ihre Blicke zu fesseln; sie saß meist mit niedergeschlagenen Augen da, und war daher, nach meiner Ansicht, entweder über alle Maßen bornirt, oder das fühlendste Herz unter der Sonne, welches unter dem Drucke eines tiefen Kummers seufzte. Meine Menschenliebe nahm das Letzte an. Allein das Stück dauerte mir nun, trotz dem, daß man es nach Kräften verkürzt hatte, eine Ewigkeit. Ich dachte, Shakspeare hät's kürzer machen sollen: warum so lange zappeln lassen, was einmal sterben muß? — Endlich war todt, was sich gehörte, und ich eilte der flüchtigen Unbekannten nach, um sie wo möglich zu trösten. Aber das neidische Geschick trat mir in der Gestalt eines dicken Herrn in den Weg, welcher mich aufhielt und fragte: „Auch Sie werden uns wohl bald durch eine ausgezeichnete Kunstleistung erfreuen?“ „Ja!“ war meine Antwort. „Und als was werden Sie zuerst auftreten?“ fuhr jener fort. „Als Hamlet,“ sagte ich zornig, riß mich los, und kam eben noch zeitig genug,

um die schöne Fremde in einer Thür des Gasthofs verschwinden zu sehen, deren Riegel sich, wie ich hörte, augenblicklich vorlegte. Verdutzt schlich ich eine Treppe höher in mein Kämmerlein und sah in den mondhellen Garten hinab. Einiges Zanken schallte noch von dem Seitenflügel, welcher die Treppe barg, herüber, allmälig aber war es still, ein Licht um's andere verlöschte und nur die Nacht ruhte schweigend draußen. Da ward es auch in meinem Innern ruhig, und ich dachte ernstlich an mein künftiges Leben. Gern wäre ich in dem Städtchen geblieben, doch vor diesem Paradiese stand mein einem Triumphe ähnlicher Einzug als verweisender Engel. Darum mußte ich den Wanderstab noch weiter tragen, aber mit Ueberlegung, um mindestens morgen Abend mein Endziel zu erreichen und nicht länger zwecklos die wenige Baarschaft zu vergeuden. Aus diesen Betrachtungen weckte mich ein leises Rauschen. Den Athem zurückhaltend, lauschte ich gespannt, und entdeckte eine weiße Gestalt, die im Garten wandelte und bald unter den Sträuchern verschwand, bald wieder durch das Mondlicht erhellt wurde. Das ist sie, jauchzte ich auf, denn eine Kleinstädterin schwärmt nicht bei Nacht, sondern liegt ruhig im Bette, aber sie, die Kramer, Spieß, Fouqué, Clauren und Lafontaine gelesen, trägt ihren Kummer in die verschwiegene Einsamkeit, und weint ungesehen. Wie der Blitz war ich aus der Thür

und die Treppe hinunter. Im Hofe verkroch sich zu meinem Unglück der Mond hinter eine dicke Wolke und ich tappte ungewiß unter Lastwagen nach einem Eingang zum Garten. Doch dies war eitle Mühe, denn ich hatte die Richtung gänzlich verloren, nach welcher meine Fenster gingen, und gerieth immer tiefer unter Wagen und Gerülle. Schon lange war mir ein unheimliches Schnurren um mich aufgefallen, jetzt fuhr die Ursache davon hervor und biß mich in's Bein. Doch es sollte schlimmer kommen, denn kaum hatte ich mich von dem Kettenhunde losgemacht, als sich mit furchtbarem Quitschen der Thorweg öffnete, ein kräftiger Arm mich fluchend packte, hinauswarf und hinter mir donnernd zuschlug. Da stand ich draußen in der herrlichen Julinacht, den Himmel über mir, und neben mir — Kartoffeln! —

III.

Wer keine große Ansprüche macht, der kann eigentlich nicht sagen daß ich schlecht wohne; denn wenn ich bedenke, wie knapp sich manche Familie behelfen muß, wo die nährende Mutter fast an den arbeitenden Hausvater stößt, und das Schreibepult des Letzteren zugleich als Stütze für das Plättbrett dient, so sehe ich nicht ein, warum ich mit meinen zwei Stübchen nicht zufrieden sein sollte. Daß der Wirth nicht nur Apotheker

des Orts, sondern auch ein gebildeter Mann ist, geht daraus hervor, weil er zu mir sagte: „Sie haben da für achtzehn Thaler zwei Pieçen, eine vorn heraus, dem Gasthof gegenüber, dort können Sie das höhere Welttreiben studiren, von der andern, die nach dem Hofe geht, einen Blick in's Volksleben werfen, da ich wohl nicht mit Unrecht vermuthe, daß Sie Schriftsteller sind." Ich ließ ihn aus Eitelkeit in dem Irrthume und habe mich bisher mehr mit dem Volksleben beschäftigt, da der Gasthof nichts Erhebliches darbot, auch bin ich schon am ersten Tage bei der literarischen Gesellschaft im Hofe Ehrenmitglied geworden. Die Sache ging nämlich so zu. Ich lag gestern früh noch ermüdet von der Reise im Bette, als ich mit lauter Stimme unter meinem Fenster Folgendes vortragen hörte:

„Von Neuem könnte Candide, was er während dreißig Jahren schon vermocht hätte — mit abgesetzten Kronenträgern zur Nacht speisen."

„Wer?" fragte gleich über mir eine männliche Stimme. „Candide!" antwortete der Vorleser; und noch über der männlichen Stimme vom Boden herab, wie mir schien, wiederholte eine Frau: „Schrecklich, Schrecklich! zur Nacht speisen!" — Der Lesende im Hofe fuhr fort:

„Fünfzehn Jahre hindurch war das Princip des

Rechts der Intervention aufgestellt und mit möglichsten Kräften geübt."

„Was man erlebt!" schaltete mein Obermann ein, und wiederum: „Schrecklich, Schrecklich!" klagte die Waschfrau vom Boden, denn als solche erkannte ich sie jetzt, weil ich zum Fenster heraus sah, den Schneider, welcher mein Obermann war und den Vorleser grüßte, dadurch aber das Collegium aufhob. Ich bat, fortzufahren und bot mich selbst als erläuterndes Mitglied dieser Kette an. Dadurch hat die ganze Sache gewonnen, denn der Vorleser, welcher der Stößer ist, und die Zeitungen während des Morgenschlafs des Principals holt, richtet nun seinen Vortrag zuerst an mich, ich überliefere ihn mit der Erklärung an den Schneider und von diesem kommt er an die Waschfrau, welche sich vom Boden herab nicht genug über die Verderbniß der Zeit wundern kann. Der Aufsatz war, wie ich später ersah aus der ersten Nummer des Eremiten für 1831. Und so hat mich denn mein guter Stern gleich Anfangs in einen wissenschaftlichen Kreis dieser Stadt geführt, was ich als gutes Omen für mein Fortkommen betrachte.

Der Leser weiß übrigens noch gar nicht, daß ich da bin, wo ich bin hergekommen, und hat gleichwol Dinge erfahren, die ich nicht hätte ausplaudern sollen, weil die Personen noch leben. Das Versäumte soll hier nachgeholt werden. Ich stand, wie gesagt, an jenem Un-

glücksabend im Freien auf einem Kartoffelfeld, und mein Mißgeschick hatte mich nicht nur aus dem Gasthofe sondern auch aus der Stadt ausgeschlossen, da jener Thorweg in der Stadtmauer war. Hier war nichts zu empfehlen, als Geduld, die ich mir, so gut als möglich, zu eigen zu machen suchte, indem ich auf und ab promenirte.

Das Glück begünstigte mich auch, denn in aller Frühe öffnete sich das Thor, ein Heuwagen fuhr heraus und ich schlüpfte hinein. Ungestüm warf ich mich einige Male auf dem Bette herum, damit mich der Kaffee bringende Kellner nicht als den Nachtvogel entdeckte, wenn die Geschichte etwa ruchtbar geworden war. Dann schnürte ich mein Bündel und wanderte nach eingenommenem Frühstück davon. Den ganzen Tag über waren mir, wider Gewohnheit, die Sterne günstig und ich kam ohne Abenteuer in einem Städtchen an, wo ich zu bleiben beschloß und oben beschriebenes Quartier gemiethet habe, was ich jedoch den Leser nicht nennen, sondern nur errathen lassen darf.

Heute früh saß ich in der Vorderstube und überdachte den reichen Schatz van Erfahrungen, den mich meine Reise hatte machen lassen. Ich staunte eben darüber, wie Gott oft Gelegenheit nimmt, seine Kinder selbst durch verrückte Zinngießer und wandernde Schauspielertruppen zu belehren, als, zum ersten Male seit meinem Hiersein

eine Extrapost in dem gegenüberliegenden Gasthof „zum blauen Hecht" einfuhr. In einem kleinen Provinzial-Städtchen ist jeder Fremde von Bedeutung, darum überflog ich in der Eile alle Fenster der ersten Etage, um zu erforschen, was sich zeigen würde. Aber am Fenster selbst erschien nichts, nur im Hintergrunde der Zimmer schienen weibliche Wesen auf- und abzuwogen. Das machte mich um so neugieriger, und ich konnte kaum die Mittagsstunde erwarten, wo ich an der Wirthstafel die Damen zu sehen und zu sprechen hoffte. Man kam endlich. Sorgfältiger als gewöhnlich gekleidet trat ich in die Gaststube, und — wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als ich die schöne Unbekannte wahrnahm, um derentwillen mir der unfreiwillige Nachtgenuß geworden war. Auch sie schien erstaunt, mich hier isolirt von der Bande anzutreffen, und zugleich über die Höflichkeit verwundert, mit welcher mich die anwesenden Honoratioren des Ortes grüßten. Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, nachdem ich mit einer stummen Verbeugung ihr gegenüber Platz genommen, als den letzten Gedanken an mein Schauspielerthum zu vernichten. Deshalb begann ich zu einem Offizier, vom Zaune abbrechend: „Ich kenne doch kein wüsteres Leben, als das einer herumziehenden Schauspielertruppe; erst vor einigen Tagen hatte ich Gelegenheit, ein solches im grellsten Lichte zu sehen." Die Fremde ward aufmerksam, und ermuthigt

fuhr ich fort: „Wenn ich Lessing's Ideen über das Künstlerleben mit dieser gemeinen Wirklichkeit vergleiche, so erscheint mir die letztere als frevelnde Travestie, und der Staat thäte besser, solche vagabonde Genies gratis zu ernähren, als die Entwürdigung der Kunst und Moral zu dulden." Der alte Krieger nickte bejahend mit dem Kopfe, denn ihn bekümmerten solche Sachen wenig und er reichte mir höflich die Leipziger Zeitung über den Tisch. „Ich lese sie — — — eigentlich gar nicht mehr, höchstens die Annoncen und Trauerfälle," sagte ich. „Da werden sie einiges von Interesse finden," meinte der dicke Postmeister, während ich die letzte Seite flüchtig überlas. Doch es ward mir schwarz vor den Augen, als ich folgenden Artikel fand: „Der Empfänger des Briefes vom 17. d. (Heinrich, Heinrich!) wird dringend gebeten, denselben nochmals durchzulesen, und seinen Aufenthaltsort, unter der Adresse P. H., in der Expedition dieses Blattes unverzüglich anzuzeigen. Das Glück eines Menschen hängt davon ab." —

Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand; die Zeitung war schon mehrere Tage alt, und den Unglücklichen, der auf meinen Beistand gerechnet hatte, konnte der Teufel indessen längst geholt haben. Daran war ich schuld; und überdies, was sollte ich den verdammten Wisch nochmals durchlesen, den ich eben seiner frappanten Einsilbigkeit wegen auswendig wußte. Oder sollten

die Kassenbillets — da hatt' ich mein ganzes Unglück. Auf den Kassenbillets war wahrscheinlich ihre Anwendung bemerkt gewesen und ich hatte sie aus schnöder Eitelkeit umsetzen lassen, um klimpern zu können! — Furchtbarer Gedanke! Das Geld war über die Hälfte verthan, das Geheimniß verrathen, der Unglückliche vielleicht gehängt, gemordet, verbrannt — da lag der Wahnsinn! Bleich und zitternd stand ich da und vermochte auf die theilnehmenden Fragen der Fremden „was mir fehle?" nur stumm auf den tödlichen Artikel zu deuten. Es schien mir, als würde auch sie dadurch erregt, denn sie stand plötzlich auf, als wollte sie mir nacheilen, doch ich hatte die Thüre schon zugedrückt und schwankte über die Gasse nach meiner Wohnung. Dort suchte ich mechanisch unter meinen Papieren den Brief hervor, erbrach ihn und — sank bewußtlos auf den Stuhl zurück, denn es wimmelte darin von hinzugekommenen Buchstaben und Wörtern, obgleich keine menschliche Seele dazu gekonnt hatte, weil ich ihn bis heute bei mir getragen. Der Satansspuck drohte mein Ende herbeizuführen. Nach einer Viertelstunde starren Hinbrütens gewann ich es über mich, das Papier wieder in die Hand zu nehmen und buchstabirte Folgendes heraus: „Heinrich, Heinrich! Eine unglückliche Verwandte baut auf Dein fühlendes Herz; sie fordert nur Deinen männlichen Schutz und Rath in einer Angelegenheit, welche sie dem Papier

nicht anzuvertrauen wagt, sondern Dir mündlich mittheilen wird. Von allen Seiten beobachtet, war diese sympathetische Tinte das einzige Mittel, sich Dir verständlich zu machen und Dich vorzubereiten. Hoffentlich hast du etwas Aehnliches vermuthet und den Brief nicht vernichtet, wenn auch beim Empfang desselben die letzten Worte noch nicht sichtbar waren; der sichtbare Anfang sollte Dich aufmerksam machen."

Es geht also doch, Gott sei Dank! natürlich zu, sprach ich einigermaßen beruhigt, dachte jedoch zugleich der Verwandten und ihres Begehrens. Ich hatte im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande eine Legion von alten Tanten und Basen, die mir augenblicklich beifielen. Deshalb paßte das Beiwort „unglücklich" zu Allen, gleichwohl brachten mich die vierzehn Thaler auf andere Wege, denn dies war eine Summe, welche die guten Leute deren Hauptnahrung Kartoffeln waren, wohl nie beisammen gesehen hatten. In meinem Nachdenken darüber stand ich eben bei einem reichen Onkel, den ich jedoch nur als Kind gesehen, seit welcher Zeit er nach Hamburg gezogen war, und mit seiner einzigen Tochter, meiner Jugendgespielin, herrlich und in Freuden lebte, ohne sich der armen Verwandten zu erinnern, als der Marqueur aus dem blauen Hecht hereintrat und mir ein Billet überbrachte. Es war von Damenhand und folgenden Inhalts:

„Lieber Cousin!“

„Ich mag es nicht Zufall nennen, was uns hier auf außerordentliche Weise zusammenführt, sondern knüpfe vielmehr daran die Hoffnung einer glücklichen Wendung meines Schicksals. Aber wo soll ich anfangen und was wirst du wohl zu dem leichtsinnigen Schritt sagen, den ich gewagt, denn ich bin die Verfolgte, welche Deinen Beistand in Anspruch nahm, und welcher Dich heute Dein Erblassen verrieth. Zuvor aber nimm doch die heilige Versicherung, daß ich stets euerer und vorzüglich Deiner gedacht habe, doch meine Liebe nicht äußern durfte, weil mein Vater jedes Andenken an seine vom Glück minder begünstigten Verwandten verbannt wissen wollte. Diese Erklärung war nöthig, um mich nicht in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Nun höre in wenigen Worten meine Geschichte, deren Ergänzung mündlich geschehen mag. Mein Vater hatte schon längst meine Hand einem alten Senator bestimmt, dessen Widrigkeit und übler Ruf bei ihm durch edle Geburt und großes Vermögen aufgewogen wurde. Ich widersprach nicht, sondern gab mich, wie ein leichtsinniges Kind, der Hoffnung hin, daß die Zukunft jenes Uebereinkommen zerstören würde. Denn einestheils wollte ich den Frieden im Hause nicht trüben, anderntheils dachte ich nicht ernstlich darüber nach, und wenn es geschah, so schien mir der Plan so unnatürlich und unausführbar, daß ich

lächeln mußte. Doch die Sache war ernster. Eines Tages erklärte mir der Vater unumwunden, daß in einigen Tagen Verlobung und bald darauf Hochzeit sein sollte. Vor Ueberraschung erbleichend, hatte ich dennoch den Muth ihm meinen Abscheu gegen die Verbindung zu zeigen und zu verrathen, daß ich nie darein willigen würde. Er sah mich einige Augenblicke mit rollenden Augen an, dann schlug er mich unsanft auf die Schulter und sprach mit zornerstickter Stimme: Und doch wirst du darein willigen, Trotzkopf! Glaube nur, Heinrich, mein Vater ist nicht so herzlos, als er euch vielleicht erscheinen mogte, wenigstens liebte er mich väterlich und mit mancher Aufopferung. Doch jetzt trat sein ganzer starrer Stolz in's Spiel, er hatte mich gänzlich einverstanden erwartet, da ich niemals widersprochen, und ward um so kränkender überrascht. Ich selbst trug wohl die größte Schuld durch meinen Leichtsinn, und Angst und Verwirrung erreichten den höchsten Grad, als ich sah, daß nichts desto weniger alle Vorbereitungen zur Verbindung getroffen wurden, während der Vater mich keines Blickes würdigte, sondern stumm und mürrisch im Hause umherwandelte. Mehrmals versuchte ich, ihn durch Thränen und Bitten zu erweichen — vergebens! Er lächelte nur höhnisch. Das brachte mich zum Aeußersten, und unfähig einen klugen Gedanken zu fassen, schien mir in der Verwirrung Flucht das Einzige, um

dem angedrohten Zwang zu entgehen. Ich überlegte nicht die Folgen, sondern dachte nur der drängenden Gegenwart, während im Hintergrunde meines Herzens die dunkle Hoffnung schlummerte, als würde mein durch diesen Schritt ängstlicher Vater sich dann leicht versöhnen lassen. Daher gewann ich eine alte Dienerin zur Begleitung, packte meine Habseligkeiten zusammen und entfloh. Laß mich Dir mündlich die als Strafe folgende Angst schildern, jetzt nur so viel, daß ich fast auf der ersten Station wieder umgekehrt wäre, hätte mich nicht der Wahn, lächerlich zu erscheinen, abgehalten. Der Mangel eines männlichen Schutzes ward mir immer fühlbarer, doch zum Glück glaubte ich Dich vorbereitet durch die Zeilen, welche ich mit der bewußten Vorsicht während der Krisis im väterlichen Hause an Dich gesendet hatte, darum ward ich sorgloser, als ich Leipzig näher kam. Doch Du warst von dort spurlos verschwunden, und in der Verzweiflung faßte ich den Plan, auf's Gerathewohl unsere Verwandten im Gebirge aufzusuchen. Da führte uns das Schicksal hier zusammen und ich fühle meine Brust zum ersten Mal etwas freier, da ich dies lastende Geständniß von mir gewälzt habe. Gewiß, Heinrich, ich habe mich nicht in Dir getäuscht, Du wirst mild urtheilen; indessen erwartet Dich mit ängstlicher Ungeduld

Deine verlassene Cousine

Pauline."

Vom letzten Worte des Briefes fielen meine Blicke unwillkürlich auf die gegenüber liegenden Fenster, wo meine schöne, verlassene Cousine verlegen und erröthend verharrte. Vor Lust, mit dem holden Kinde plötzlich in so vertraute Verhältnisse gekommen zu sein, rieb ich mir die Hände und sprang einige Male in der Stube herum, dann aber versuchte ich jene Würde anzunehmen, welche ein Schutzherr gegen seinen Schützling behaupten muß. Ein gutes Kind muß sie sein, sprach ich zu mir, davon zeugt ihre Reue und Selbstanklage, aber bei alle dem doch eine kleine Spitzbübin, denn wer mit sympathetischer Tinte zu thun hat — Heinrich, Heinrich, nimm dich in Acht! —

Hm! schön bist du nicht, aber interessant, schloß ich, vor dem Spiegel stehend, meinen Monolog, und schlüpfte dann über die Gasse in den Gasthof.

Ob sich meine Arme einigermaßen ausbreiteten, weiß ich nicht, genug Pauline hing an meinem Halse, als ich in ihr Zimmer getreten, und weinte so laut, daß ich nicht genug trösten konnte. Wir setzten uns nun traulich in eine Ecke des Kanape's, und ich vergaß im Laufe des Gesprächs meine Würde gegen den Schützling so weit, daß ich die einzelnen Tropfen, die an ihren Wimpern hingen, wiederholt wegküßte.

Da erklang von Neuem ein Posthorn. Eilig traten wir an's Fenster, doch Pauline fuhr sogleich mit dem

Ausrufe: „Mein Vater!“ zurück, und ich betrachtete rathlos den alten Mann mit grauem Kopfe, der eben im Wagen vorfuhr. Aber der Gedanke, für einen Andern handeln zu müssen, gab mir stets den Grad von Muth und Besonnenheit, den ich für meine eigenen Angelegenheiten nicht hatte. So läugne ich nicht, daß mich eine gewisse Furcht anwandelte, wenn ich des Nachts allein durch einen verdächtigen Wald ging, war aber auch nur ein kleines Kind bei mir, dann kannte ich dies Gefühl nicht, vor dem mächtigeren: Du mußt dieses Leben vertreten. Auch jetzt wirkte dieser Impuls. Ich eilte in die Hausflur, packte den Wirth, ehe er mit gezogener Mütze Paulinen's Vater entgegeneilen konnte, und raunte ihm in's Ohr: „die Dame oben ist eine Engländerin, welche das Bad besucht, wenn der Fremde fragen sollte, verstehen Sie mich? es soll Ihr Schaden nicht sein.“ Der Mann hatte in Leipzig als Marqueur servirt und nickte mir beistimmend mit einem verschmitzten Lächeln zu.

Schnell stieg ich wieder zur erschrockenen Cousine hinauf, um ihr meine vorläufigen Maßregeln zu ihrer Beruhigung mitzutheilen. Und dies schien in der That nöthig, denn Pauline war außer sich und schwankte von einem Extrem zum andern. Bald wollte sie sich ihrem Vater zu Füßen werfen und seine Verzeihung erflehen, bald sprang sie auf und schlug mir vor, augenblicklich

weiter zu reisen. Ich sagte zu ihr: „Pauline, es ist vor allen Dingen nothwendig, die Stimmung deines Vaters genau zu erforschen, bis dahin gedulde dich. Vielleicht hat ihn die Angst gezähmt und er würde in Alles willigen, nur um dich wieder zu haben, aber wer Teufel kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, und auf das Risico hin vielleicht einen fatalen Auftritt herbeiführen? Das Beste ist, wir horchen erst von Weitem, und damit will ich gleich den Anfang machen.“

Pauline aber hielt mich auf, als ich gehen wollte, indem sie sagte: sie würde vor Angst vergehen, wenn ich sie jetzt allein ließe. Was war zu thun, als der hübschen Cousine ihren Willen zu lassen? Ich setzte mich daher an ihre Seite und tröstete so gut es ging. Die Scene war allerdings sehr reizend für mich, denn ich theilte nicht ihre Angst, sondern war wonneberauscht in ihren Anblick versunken und benutzte ihre Duldung im Kummer sehr egoistisch. Das gute Kind dauerte mich von Herzen, aber — so ist der Mensch — ich konnte nicht umhin, neben diesem Bedauren an das Glück zu denken, welches der Besitz des weinenden Engels gewähren müßte. Hiervon ganz erfüllt, hörte ich allmälig auf, durch Worte zu beruhigen und beschränkte meinen Trost auf eine bleibende Umarmung, als — die Thür aufsprang und der Onkel, von dem Wirthe vergebens aufgehalten, der die Engländerin nicht gestört haben wollte

mit raschen Schritten in's Zimmer trat. Das Tableau, welches wir bildeten, blieb, den der Schreck lähmte unsere Glieder, der Onkel begrüßte aber seine Tochter nur mit einem höhnischen „Guten Morgen, Milady!“ dann wandte er sich zu mir: „Wer ist der Herr?“ Ich war indeß zu mir gekommen und erwiderte verbindlich: „Ihr Neffe, Henrich, theuerster Onkel, welcher sich glücklich schätzt“ — „Schon gut, schon gut“, unterbrach er mich in einem seltsamen Tone und ging nach der Thüre zurück. Pauline wollte ihm folgen, doch er machte eine abwehrende Bewegung und sprach zu mir, indem er die Augenbraunen furchtbar zusammenzog:

„Immer behalten Sie die Dame, Herr Vetter! Ich will Ihnen nicht in den Weg treten, Herr Vetter!“ Damit schlug er die Thüre zu. Verdutzt standen wir da, Pauline sah zu Boden und ich sagte ganz dumm: „Wir sollen uns behalten, Pauline.“ Sie erwiderte nichts, ließ jedoch ihre Hand in der meinen. In mir aber erwachte der Trotz meiner unter Gassenjungen verlebten Jugend und ich murmelte wild: „Nun grade recht zum Possen wollen wir uns behalten, Herr Vater!“—

IV.

Ich komme endlich zu dem Punkte, dem Leser zu sagen, daß er angeführt ist. Er denkt nämlich — und das vergebe ihm der Himmel — daß die ganze Sache

eben passirt sei. Nach seiner Ansicht stehe ich ich noch verdutzt mit meiner schönen Cousine in der ersten Etage des Gasthofes „zum blauen Hecht", allein die Sachen haben sich total geändert. Um ihn aus dem Irrthume, der mir längst aufgefallen, mit einem Male zu reißen, thue ich ihm kund, daß ich bereits seit einem Jahre ein verheiratheter Mann bin. Ja er wird die Augen gewaltig aufthun, wenn ich hinzufüge, daß meine Frau eben hinter meinem Stuhle steht, und, indem sie in das Manuscript guckt, gewaltig lacht. Das hätte nun Alles wenig zu bedeuten, wäre nicht der Wahn damit verknüpft, als ob ich noch der arme Candidat der Theologie sei, da ich doch Rittergutsbesitzer bin, mich mit der Oeconomie beschäftige, dabei Clavier spiele und etwas Botanik und Astronomie treibe. Ich sehe wohl, es kann hier Niemand helfen, als ich selbst, da ich Schuld bin. Daß ich in den Ehestand kam, geschah folgendermaßen: der Onkel, der uns, wie oben gesagt, mit Zorn verließ, war doch innerlich froh gewesen, sein entlaufenes Töchterchen wieder zu haben, dies ward uns später klar. Er vergab ihr endlich, allein sein Ehrgeiz konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß jene Flucht ihren Ruf mit einem gewissen Makel belasten werde, wenn er zurückkehrte. Hier half nur ein Mittel, denn um den Spöttereien sogenannter Freundinnen zu entgehen, mußte sie, wo nicht als Frau, doch wenigstens als Braut

zurückkommen. Dies schien auch der Onkel einzusehen, und ich wage nicht zu bestimmen, wie weit mein liebes Cousinchen dabei thätig war, ihm zu dieser Einsicht zu verhelfen, denn noch jetzt schlägt sie mich auf den Mund, wenn ich dies Kapitel berühre, und will von keiner Mitwirkung wissen. Dem sei wie ihm wolle, genug der Alte sagte noch „im blauen Hecht" beim Abendessen: „Er soll sie haben, Herr Vetter!" — „Ewig Ihr Schuldner, lieber Onkel," antwortete ich, und nahm die Last hin. So kam ich auch zu dem Gütchen und sitze nunmehr, wie gesagt, im Trocknen. Freilich wird der Leser den Kopf schütteln und sich die Aeußerung erlauben: die hätte ich auch nicht genommen, er mag seine liebe Noth mit dem Trotzköpfchen haben! Den ersten Ausruf straf' ich durch schweigende Verachtung. Den zweiten: Trotzköpfchen! muß ich zwar halb und halb zugeben, doch nur nach einer Erklärung. Allerdings widerspricht Pauline — ich habe sie längst hinter dem Stuhle weggejagt, weil sie das nicht lesen darf — für ihr Leben gern, und wenn ich Gurken haben will, bringt sie Radieschen. Allein ich besitze dagegen eine siegreiche Taktik. Ich setze den Fall, es ist schönes Wetter, der Himmel über und über blau, und ich spreche zu ihr, ich dächte, wir gingen gegen vier Uhr ein wenig spazieren. Darauf antwortet sie, wie ich schon weiß, ungefähr: mir scheint, als wolle sich der Himmel trü-

ben, überhaupt ist es sehr windig und ich mag heute gerade nicht spazieren gehen. Obiger unverschämter Leser, wenn ihm dies begegnete, würde toben und das Uebel ärger machen — nicht so ich. Ohne ein Wort zu erwiedern oder eine Miene zu verziehen, schreibe ich fort, doch gegen drei Viertel auf vier Uhr spitze ich das Ohr und lausche unter der Hand, denn es schiebt über mir Kommodenfächer auf und zu. Gar nicht lange dauert es, so tritt meine Frau in vollem Staate und verlegener Miene herein. Ohne aufzusehen, frage ich: „Wohin, Liebe?" Darauf antwortet sie etwas leiser als gewöhnlich: „Ich glaubte, wir wollten weggehen? „Ja so, das hätte ich in der That vergessen," erwiedere ich aufstehend und bedenkliche Blicke auf den Himmel richtend, „doch du hattest Recht, der Wind kommt aus Norden und weht ziemlich stark, wäre es nicht besser zu Hause zu bleiben?" Dem widerspricht sie nun eifrig, es kommt zum Streit, der sich meistens mit einem Kuß endigt, und wir gehen dann heiterer, als sonst geschehen wäre, durch unsere eigenen blühenden Felder. So verleiht der Trotz meiner Pauline unserer Ehe den höchsten Reiz, und ich rathe jedem heirathslustigen Jüngling nur einen kleinen Trotzkopf zur Frau zu nehmen; sie sind nicht so selten, als man glaubt.

Und nun, wer mich in meinem freundlichen Land=

hause besuchen will, soll mir herzlich willkommen sein. Er muß es sich freilich erst suchen, denn den Namen darf ich nicht nennen, weil es von Landstreichern sonst bei mir wimmeln würde. Nur so viel deute ich an, daß es zwischen Stuttgart und dem Bodensee in einem kleinen Thale liegt. Demjenigen, der sich diese Mühe nicht verdrießen läßt, soll hiermit gesagt sein, daß ich einen kurzen braunen Oberrock trage, außerdem noch an einer grauen Pelüchemütze und an einem Hühnerhund, welcher auf den Namen Ali hört, kenntlich bin. Sieht er einen solchen Mann, so kann er ihn getrost anreden. Die gesunde Bewegung nicht gerechnet, erhält er drei Hauptvortheile, nämlich: meine Bekanntschaft, ein Gläschen alten Rheinwein und das Vergnügen, meine Pauline trotzen zu sehen.

Es ist ganz ernstlich gemeint, denn oben stehen schon die Gastbetten. —

Das humoristische Kleeblatt.

Eine Studentengeschichte.

I.

Im Jahre 1827 wohnten in der berühmten Universitätsstadt Marburg bei dem Kürschnermeister Mückentreter am Barfußpförtchen zwei Studenten, Blau und Semmel, in einem gemeinschaftlichen Zimmer.

Die beiden jungen Männer waren, wie man zu sagen pflegt, so ein Herz und eine Seele, so übereinstimmend in ihren Schwächen und Kräften, daß sie als das Muster zweier Freunde gelten konnten. Am meisten aber harmonirten sie darin, daß sie Beide immer keine „Spieße" hatten und dennoch stets heitrer und guter Laune waren. Während Semmel, der sieben schönen Künste Beflissener, wie er sich schmunzelnd nannte, das Bild der größten Gemüthlichkeit war, und seine Mienen fast nie anders, als zu den verschiedenen Stufen des Lächelns und Lachens veränderte, zeigte Blau — laut Matrikel Philolog — stets ein ernstes Aeußere. Aber nie öffnete sich sein Mund, ohne etwas Drolliges zu sagen, nie anders strengte sich der etwas Phlegmatische zu einer Bewegung an, als wenn er einen Scherz

beabsichtigte, dessen Effect dann um so größer war, ja, ich möchte sagen, ehrwürdiger seine Mienen dabei blieben.

Der dritte und Ausgelassenste im Bunde war Nachbar Schnuck, Studiosus der Rechtsgelahrheit. „So wenigstens“ pflegte er zu sagen, „habe ich es Schwarz auf Weiß, und da muß es wohl wahr sein; obschon ich unverhältnißmäßig mehr Talent zu einem Chemiker habe, denn mein Grog, Punsch und Crambuli sind excellente Präparate.“ — Zufall und gleiche Neigungen hatten die drei Leutchen zusammengeführt. —

II.

Es war ein kalter, kalter Winter der des Jahres 1827. — Blau und Semmel saßen in ihrem dunk= Zimmer und hauchten sich in die erstarrten Hände, indem der Eine bald auf den Schneider oder die Wäscherin, der Andere auf Schuster und Pedell raisonirte.

„Laß uns,“ unterbrach Blau ein längeres Stillschweigen, „das letzte Licht anstecken; ich denke, das wärmt doch etwas, zumal wenn ich eine Cigarre zum Besten gebe, mit denen mich heute das gute Minchen wieder reichlich versorgt.“

Semmel suchte bereits in den leeren Fächern des Büreau's nach einem Schwefelholz, als Jemand singend die Treppe heraufpolterte. — Es war Schnuck.

„Licht, ihr Maulwürfe!“ rief er ihnen entgegen, „Licht! auf daß ihr euch laben könnt an dem Anblick dieser da.“ Mit diesen Worten stellte er eine Flasche auf den Tisch, während sein mitgekommener Jagdhund sich ruhig unter denselben legte.

„Engel, Retter meiner schon halb erfrorenen Ehre!“ dankte Blau bei dem wohlbekannten Klange, „woher die Gabe? Sprich, Rabe, von wannen?“

„Wo sonst her,“ lachte dieser, „als von Rhadamanthus, dem Richter der Unterwelt! Er übergab sie mir gegen das Versprechen, in diesem Jahre noch den alten Rest zu zahlen.“

„O, der Gute, der Brave!“ sprach Blau andächtig, indem er die Flasche gegen das Fenster hielt. „Zu Wasser werde der Tropfen in meinem jungfräulichen Magen, wenn ich mich nicht anheischig mache, den ganzen Inhalt auf sein zeitliches und, was mehr denn dieses, auf sein ewiges Wohl zu trinken.“

„Nicht also,“ meinte Semmel, der unterdeß glücklich ein Schwefelholz gefunden und das Licht angezündet hatte; „auch ich möchte meine Achtung an den Tag legen und in langen Zügen mein Dankgefühl zu erkennen geben.“

„Heil ihm!“ fiel Blau, „Heil ihm, Heil ihm!“ das ganze Kleeblatt ein.

„Aber, beim St. Georg, dem Schutzpatron dieser

prosaischen Stadt!" rief plötzlich Semmel, der die Flasche entkorkte, „meine Geruchsanstalt wittert nicht des süßen Weines Flüssigkeit: — Rum ist es, Rum!"...

„Rum?" parodirte Blau, „o Euer Ruhm ist nicht fein, sagt schon einer der würdigen Apostel. Genossen, und namentlich Du, versammelter Schnuck! Ihr müßt ihn in Grog umwandeln."

„Nun freilich!" bemerkte dieser, der sich an dem Gespräche der Glücklichen höchlich ergötzte, „aber woher den Zucker? — Ich habe vor einer Stunde erst meine letzte Miese für Wurst hingegeben, um meiner armen Diana einmal ein leckeres Abendbrot zu verschaffen, denn heute, müßt Ihr wissen, ist ihr Geburtstag." — Als hätte es das kluge Thier verstanden, sprang es unter dem Tische hervor nnd leckte die Hände seines Herrn.

„Zucker?" tröstete Blau, „für ihn werd ich Sorge tragen. Mina's Vater ist jetzt noch auf dem Amte, und sie hilft mir gewiß aus. Doch ehe ich die Treppe hinunter steige, erlaubt erst, daß ich auf das Wohl Dianas nur drei der Schlücke in mein Ich hinunterleite." Schon hatte er die Flasche erfaßt.

„Ho, ho!" riefen die beiden Anderen, indem sie ihm dieselbe wieder entwandten, „keinen Vorzug; erst schaffe des Zuckers mildernde Masse und dann...."

Langsam bewegte sich Blau aus dem Zimmer

und kam nach wenigen Minuten wieder, ein Töpfchen in der Hand.

„Zucker," sagte er, „habe ich nicht; Minna selbst war nicht damit versehen, und da ich blos etwas Süßes verlangte, ohne ihr gestehen zu können, daß ich Armer Grog genösse, hat mir die Gute — Syrup gegeben. Hier ist" — fuhr er, das Gefäß auf den Tisch stellend — fort, als ihn die Beiden verwundert ansahen, „das Erzeugniß überseeischer Süßigkeit. Wie werden die beiden jamaikaischen Landeskinder hüpfen vor Freude im Blechtopfe, wenn wir sie nach langer Trennung vermählen. Und welch süßer Tod erwartet ihrer gleich nach der Vereinigung."

Schnuck und Semmel lachten laut auf; die ganze Geschichte war ihnen aber zu originell, als daß sie nicht hätten einen Versuch machen sollen.

Die Kaffeemaschine wurde angezündet. — „Aber, beim Styx und den Samojeden!" rief Schnuck, sich die Hände reibend, „der Grog wird kaum hinreichen uns zu erwärmen. Habt Ihr denn gar keine bemerkbaren Stoffe?" Hierbei schaute er spähend im Zimmer umher.

Semmel schüttelte lächelnd mit dem Kopf. Blau rief mit verdrehten Augen: „Nein! — nichts, denn dieses warme Herz!" „Ei," bemerkte Schnuck, „das

müßte doch mit dem Geier zugehen.... Hier dieses Gesangbuch den Stiefelknecht, den Strohfittig! dieses. . . ."

„Gegen den Strohfittig, wie Du ihn nennst," bemerkte Blau ernst, „protestire ich. Ich habe ihn von Minna zum Reinigen der Kleider."

„Meinetwegen zum Reinigen Deines durstigen Schlundes!" entgegnete Schnuck, indem er den quästionirten Gegenstand bereits erfaßte. — Nur rasch in den Ofen, das gibt schon ein lustiges Feuer."

Blau wollte ihm denselben wieder entwinden, warf bei dieser Gelegenheit das Licht um, dieses fiel auf die Rumflasche und der goldbraune Saft floß brennend über Tisch und Diele.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und herein trat Blau's ärgster Peiniger, der Schneidermeister Depping.

Kaum hatte ihn Blau erkannt, als er mit dem eroberten Strohfittig in die brennende Pfütze schlug, daß die Funken weit umhersprühten. — Wie verabredet sprangen jetzt die beiden Andern schnell, auf Blau's Idee eingehend, herzu, und nun tanzten alle Drei in und um den flüssigen Feuerguß wie Besessene herum, ohne dabei einen Laut von sich zu geben. Auch Diana sprang in dem allgemeinen Tumult aus ihrem Versteck hervor und dem Eindringling in die Beine. Dieser, in dem Wahne, er sei in einen Kreis Wahnsinniger

gekommen, eilte als koste es sein armes Leben wieder die Treppe hinunter.

Jetzt aber brachen sie alle in ein lautes, tolles Gelächter aus. — Von Rum war natürlich nur sehr wenig gerettet und dieses in einigen Minuten getrunken.

„Bald hätte ich vergessen,“ hob Schnuck, nachdem sich die Lachlust etwas gelegt und einer vernünftigeren Unterhaltung Platz gemacht hatte, an, „Euch die vergnügliche Nachricht zu bringen, daß der schon längst projectirte Maskenball morgen bestimmt statt finden wird, und heute bereits eine Garderobière aus Cassel angekommen ist. Es versteht sich doch von selbst, daß wir auch hingehen?“

„Allerdings wohl,“ erwiederte Blau, „dürfte dies als ausgemacht zu betrachten sein, zumal auch Minchen, wie mir diese bei Ueberreichung des Syrups zuflüsterte, ihn besuchen wird; nur weiß ich in der That nicht, woher wir den, obschon sündigen, doch durchaus nöthigen Mammon nehmen sollen, da weder Bruder Semmel noch ich auch nur über einen Obolus gebieten können!“

Dieser Punkt schien Allen so wichtig, daß sie ihm ein ernstes Nachdenken weihten. Nach heftigen Debatten kam man endlich dahin überein: daß Schnuck diese Nacht über bei seinen Freunden bleiben solle und man Morgen früh durch den Wichsier die gesammte Garderobe der drei Vergnügungslustigen versetzen wolle. Nur

einen vollständigen Anzug beschloß man für den Nothfall zu behalten, das Uebrige aber gelegentlich, wenn „der Mann mit dem Wechsel" käme, wieder einzulösen. Semmel mußte seinen Frack, Schnuck ein Paar Beinkleider und Blau Weste und Wäsche beisteuern. Da sie Alle so ziemlich von gleicher Größe waren, paßte der so ausgesuchte Anzug vortrefflich. Die Aussicht aber, daß sie nun für die nächsten Tage zu Hause in einer kalten Stube ausharren mußten, und nur der in dem ausrangirten Anzuge ausgehen durfte, der vielleicht einen nothwendigen Gang zu thun habe, stimmte die Leichtsinnigen nur immer lustiger.

Bald legten sie sich zu Bette, nicht ohne von diesem aus sich noch die drollichsten Scenen hinsichtlich ihrer Garderobe-Einigkeit auszumalen.

III.

Greif, der Stiefelwichser, ein blüthenreicher, rothköpfiger, häßlicher Mann trat den andern Morgen bei Zeiten in's Gemach und fragte nach den Aufträgen. — Blau instruirte denselben, und bald ging er schwerbepackt mit Kleidern, Wäsche und Büchern zu einer ihm bekannten Wittwe, die ihm für den Plunder — Greif wußte sie besonders auf den überaus hohen Werth der kostbaren Bücher aufmerksam zu machen — im Verhältniß eine ziemlich hohe Summe gab. Thriumphirend händigte

er diese den Harrenden ein, erhielt ein ansehnliches Proxeneticum, sagte sein stereotypes „Gratias Domine“ und „schob ab.“

Einige Stunden später ging Blau wohlausstaffirt in dem gemeinschaftlichen Anzuge und mit den Ermahnungen, ja atwas recht Originelles auszusuchen, zu der fremden Kleiderverleiherin, vergaß aber nicht, sich im Vorbeigehen bei Herrn Schwaner zu seiner eigenen Belohnung ein Viertelchen, und als dies getunken, noch ein Viertelchen und dann eine halbe Flasche Wein geben zu lassen. Endlich kam er wieder.

„Nun?“ fragten die Wartenden gespannt.

„Obschon ich,“ antwortete der also Angeredete pathetisch, „in keinerlei Art ein Verehrer und absonderlicher Freund der menschenfressenden Türken bin, wasmaßen diese einem Mährchen zu Folge (welchem ich übrigens, beiläufig erinnert, keinen Glauben schenken möchte) den göttlichen Wein verachten sollen, und obschon ich, wie männiglich kund, gerechte Ursache habe, meinen unwürdigen Schneider als meinen zeitlichen Ahriman anzusehen, — so habe ich es doch, nach reiflichem Ueberlegen und mit Berücksichtigung unserer ohnehin durch die Maskenleihe geschmolzenen Baarschaft für räthlich befunden für Euch Beide — Türkenanzüge auszuwählen. Ich selbst werde — einen Ziegenbock vorstellen.“

„Straf mich der Papst!“ rief Schnuck nach dieser

langen Rede, „ich glaube Du bist toll oder betrunken; das sind ja grade die ordinärsten Masken, die Du hättest wählen können!“

„Kurzsichtige!“ fuhr im Tone der Ermahnung Blau fort, „bedenkt Ihr nicht, daß Ihr als Türken auch mit demjenigen Kleidungsstück versehen werdet, dessen Name unaussprechlich ist, und daß wir hierauf besonders Rücksicht nehmen müssen? Bedenkt Ihr denn nicht, daß es ferner bei diesem Character nicht auffallend wird, wenn Ihr keinen Wein trinkt? Würde nicht die halbe Maskerade in Wie? und Warum? ausbrechen, wenn Ihr eine andere Rolle hättet, und vermöge unseres kleinen Geldvorraths keine Spirituosa zu Euch nähmt? Darum noch einmal, Kurzsichtige, bewundert meinen Scharfsinn!“

Die Freunde überzeugten sich nur halb von diesen mit so vieler Wichtigkeit vorgebrachten Gründen und durchschauten den listigen Blau, der eben weiter nichts beabsichtigte, als daß sie so wenig wie möglich trinken sollten, er aber, der die Baarschaft in den Händen hatte sich um so schadloser halten wollte, nur zu gut; indessen wurden die Anzüge einmal allminütlich erwartet, und so fügten sie sich, obwohl ungern, in die Nothwendigkeit. Zuvor aber mußte Blau trotz aller Sophismen die Casse an Semmel übergeben.

Der Abend brach an, und unsere beiden Türken

gingen Arm in Arm mit dem Ziegenbock auf die Maskerade. Große Depensen zu machen erlaubte ihnen ihre Casse allerdings nicht; aber dennoch waren sie Alle, und besonders Blau, der nach Mitternacht seine Kleidung gewechselt und einigemal mit Minna getanzt hatte, seelenvergnügt. Ja selbst die betrübende Nachricht Semmels, daß er, der doch immer so glücklich im Spiele sei, den letzten Gulden in Pharao verloren habe, vermochte sie nur auf wenige Augenblicke zu verstimmen.

IV.

Gegen vier Uhr Morgens traten aus dem Markees'schen Café, wo die Maskerade gewesen war, lachend und scherzend drei dunkele Gestalten.

„Es bleibt also dabei," sagte die eine, „ich schlafe des größeren Bettes wegen bei Schnuck, und Du schickst mir morgen, oder vielmehr heute in aller Frühe die Kleider?"

„Wohl Semmel," antwortete Blau, „obschon ich hoffen will, Du verstehst unter: in aller Frühe, nicht etwa vor Mittag."

„Doch, doch!" antwortete dieser, „denn ich muß durchaus sehen, daß ich opes verschaffe. Womit sonst sollen wir uns morgen kleiden? Was werden wir essen? Die Sperlinge auf den Dächern haben sich hierum

nicht zu bekümmern, denn der Herr ernährt sie dennoch. Aber wir?"

Blau mochte noch nicht drei Stunden in süßen Träumen von seiner Minna geschlafen haben, als er durch das Knarren seiner Kammerthüre unsanft geweckt wurde. Er blinzte mit den Augen und erkannte — den Schneidermeister Depping.

„Herr Blau!" redete ihn dieser an, „ich muß Sie ein für alle Mal bitten, daß Sie mir heute einige Thaler auf Abschlag bezahlen, ich brauche das Geld durchaus nothwendig."

Blau antwortete nicht.

„Herr Blau! so wachen Sie doch auf," fuhr der Peiniger fort, „Sie müssen mir mit einer Kleinigkeit aushelfen."

„Hören Sie einmal," rief jetzt, ärgerlich gemacht durch den festen oder affectirten Schlaf, der Schneider, indem er den Schnarchenden ziemlich heftig am Arme schüttelte, hören Sie einmal, wenn Sie, wie ich von meiner Tochter erfahren habe, auf Maskeraden gehen können, so können Sie auch einem armen Schneider seine Rechnung bezahlen, und wenn Sie nicht gleich Anstalt treffen, sehe ich mich genöthigt, Selbsthilfe zu gebrauchen."

Blau schlief fort.

Der Schneider raffte in aller Eile die vor dem

Bette liegenden Kleider zusammen, und rannte voller Wuth zum Zimmer hinaus.

Jetzt erst wachte Blau mit einem mächtigen „Donner und Doria!" auf, ergriff ein an der Wand hängendes Rappier und stürzte dem Räuber nach. — Doch dieser hatte einen bedeutenden Vorsprung, und Blau sah sich plötzlich, blos mit der letzten Hülle bekleidet, vor der auf dem Gange bereits häuslich beschäftigten — Minna. Diese erschrak vor der langen Gestalt nicht wenig und flüchtete schnell in's Zimmer.

Beschämt und kochend vor Aerger erstieg er die Treppe und schlüpfte wieder in's Bett.

V.

Blau hatte, als er vor zwei Jahren zu dem Küschnermeister Mückentreter einzog — Minna, die Tochter eines unbemittelten Steuerbeamten, welcher eine Treppe tiefer wohnte, kennen lernen, und bald war aus den flüchtigen Unterhaltungen, die sie auf der Treppe pflogen, und welchen Blau immer sehr geschickt zarte Complimente einzuflechten wußte, so wie aus verschiekleinen Aufmerksamkeiten, die sie sich gegenseitig erzeigten, ein wirkliches Verhältniß entstanden.

Minna liebte den jovialen jungen Mann recht innig, und da ihr Vater fast den ganzen Tag auf dem Amte war, bekümmerte sich der letztere wenig darum,

was seine Tochter zu Hause machte, wenn er nur zur Mittagszeit seine gute Suppe vorfand.

Kleine Bedürfniße für Blau, wie Butter, Cigarren ein Stückchen Kuchen, wußte sie demselben mit so viel Zartheit anzubieten, daß er diese — anfangs nur ungern, später aber mit dankendem Herzen — annahm. Nur Unterstützungen in baarem Gelde, die freilich auch kärglich genug ausgefallen sein würden, weigerte sich Blau auf das Bestimmteste anzunehmen.

So hatte sich das Verhältniß in seiner zartesten Reinheit immer ernster gestaltet. Um so unangenehmer mußte es nun für ihn sein, daß er sich der schamhaften Minna heute in einer so verletzenden Gestalt, — oder wie er sich später ausdrückte: blos mit dem leinenen Feigenblatt bedeckt — gezeigt hatte. Er vermochte aus Kummer nicht wieder einzuschlafen.

Gegen zehn Uhr kam von seinen Nachbarn ein Bote mit dem Auftrag, die Kleider zu holen. Blau berichtete in einem melancholischen Schreiben den ganzen Vorfall.

Jetzt traten allerdings für die Armen, die sich nur gegen Abend in ihre Schlafröcke gehüllt besuchen konnten, trübselige Tage ein. Semmel versprach zu helfen. „Wie ich vermuthe,“ sagte er, „gehört die Schriftstellerei auch zu den sieben schönen Künsten, und ich werde uns bald zu reichen Männern machen.“

Man beschloß hin und her. Endlich, nach langen qualvollen acht Tagen, binnen welchen der Fleißige in einer kalten Stube Tag und Nacht gearbeitet hatte, sprang er frohlockend von seinem Büreau auf. Die Arbeit war fertig. Mit großem Pathos las er: „Einziges und untrügliches Mittel, bei allen Spielen, vorzüglich aber bei Pharao, Roulette u. s. w. ohne Mühe und große Berechnung gewinnen zumüssen. Von einem durch's Spiel Reichgewordenen."

Die Freunde lachten Beifall. Wie aber das Manuscript zum Buchhändler bringen? Mit Schreiben war wenig ausgerichtet. Persönliche Ueberredung mußte das Meiste thun. — Doch auch hierzu wurde Rath geschafft. Ein Freund Schnuck's borgte auf ein paar Stunden die nöthigen Kleider und Semmel ging aus.

Mit einem lauten: „Victoria!" kam er wieder. „Leidensbrüder!" rief er, vier Goldfüchse auf den Tisch werfend, „wir sind gerettet!"

Gütergemeinschaft war schon lange unter den Leichtsinnigen gewesen, und so tanzten sie, wie die Juden unseligen Andenkens um das goldene Kalb.

Wieder ging — wie bei einem ähnlichen Exceß vor etwa zehn Tagen — die Thüre auf; aber nicht ein Manichäer, sondern das freundliche Gesicht des Postboten schaute herein.

„Ich gratulire, Herr Blau!“ sagte er lächelnd, „ein Wechsel von hundert Thaler.“

Semmel und Schnuck geberdeten sich wie Betrunkene; Blau aber breitete die Arme aus, embrasirte den an dergleichen Scenen schon gewöhnten Postboten feierlichst und drückte ihm einen langen Kuß auf die Stirn. „Wenn die Noth am größten ist,“ sagte er, „ist Gott am nächsten. Sie sind mein Gott, und obschon man diesen nicht mit sündigem Mammon ehren soll, so.... hier, würdiger Mann ist ein Thaler.“

Auch Schnuck's Geldschiff kam bald, und das humoristische Kleeblatt hatte wieder heitere Tage.

VI.

Doctor Blau ist längst schon mit Minna verheirathet und hat als Lehrer der Gelehrtenschule in * * ein gutes Auskommen. Semmel ist ein berühmter Schriftsteller geworden, Schnuck aber — gestorben.

Es wird dem Leser einleuchten, daß wir bei diesen in allen ihren Details wahren Abentheuern nur die damaligen Spitznamen unserer Helden gewählt.

Vergeßlichkeit oder der Freund in Haft.

Burleske.

I.

Der Doctor Selberg ging hastig in seinem Zimmer auf und ab, einen Brief in der Hand. „Was soll ich thun?" sprach er endlich zu sich selbst: „Es bleibt mir nichts weiter übrig, als selbst nach L ** zu reisen." Er las:

Trauter Eduard!

Ich kann Deinen Wunsch, Dich mit meiner Schwester wieder auszusöhnen unmöglich erfüllen. Du staunst und fragst, warum? Das ist Dir eine trübselige Geschichte. Lies nur weiter. Du weißt, daß ich kurz vor Deiner Abreise von hier bei K. einen kleinen Wechsel von 50 Thalern aufnahm, um den verdammten B. zu bezahlen. Ich denke natürlich, daß mir mein Verleger bis dahin, wo er fällig wurde, so viel Vorschuß geben würde, da ich unterdeß doppelt soviel Manuscript abliefern würde. Die engherzige Buchhändlerseele weigert sich aber, als ich vorgestern zahlen sollte, auf das Bestimmteste, und — Dein Freund schmachtet jetzt in Wechselhaft. Um allen Skandal zu vermeiden und den Meini-

gen nichts wissen zu lassen, habe ich mich freiwillig gestellt und ihnen weiß gemacht, daß ich auf einige Tage verreisen wolle. K. hat mir dagegen versprochen, wenn ich binnen acht Tagen zahlte, durchaus nichts zu verlauten. Gerade auf dem Wege zum Stockhause begegnete mir der Postbote und gab mir Deinen Brief. — Freund meiner Seele, rette, hilf mir! Du hast jetzt gute Tage, und ein Darlehn von 50 Thalern, welches ich Dir bis zur Ostermesse bestimmt wieder zu geben verspreche, kann Dir nicht schwer fallen. Fahre per Dampf hieher, erlöse mich aus diesem fatalen Loch und mache Deinen Zwist mit meiner Schwester selbst aus, denn soviel kann ich dir sagen, daß Bertha ob Deiner plötzlichen Abreise wirklich böse auf Dich ist. Nur Dein persönliches Erscheinen kann alles wieder gut machen. Binnen drei Tagen erwartet Dich und die 50 Thaler

Dein Adolf."

P. S. Aber vergiß, oder verschlaf es nicht!

Der Doctor seufzte bei der Nachschrift recht vernehmlich, und entschied sich, auf jeden Fall morgen mit dem Dampfwagen nach L ** zu reisen.

II.

Selberg habilitirte früher auch in L ** Schon seit den Universitätsjahren mit Adolf eng befreundet, hatte er dessen Schwester lieben lernen und das Geständniß

ihrer Gegenliebe schon längst erhalten. Die beiden Leutchen waren sich so recht innig zugethan, wenn auch zuweilen kleine Zwiste sie auf einige Tage trennten. Bertha hatte den Fehler, all' die kleinen Versprechungen, die ihr ihr Verlobter gab, als so gut wie geschehen zu betrachten, und Selberg den, ihr alles Mögliche zu Liebe zu thun, nur nicht immer sehr gewissenhaft in seinen Zusagen zu sein. Daher das öftere beiderseitige Schmollen.

Kurz vor seiner Abreise von L ** hatte sich der Doctor dieses Vergehen dreimal hintereinander zu Schulden kommen lassen. Einmal hatte er Bertha in's Theater führen sollen, aber mit einigen vertrauten Freunden die Stunde bei einer Flasche Wein verpaßt; das zweite Mal hatte er ihr versprochen, sie zum Frühconcerte abzuholen und es verschlafen; das dritte Mal zu dem Geburtstage ihrer Freundin ein Gedichtchen zu machen und es gar vergessen. Jedesmal nach einer solchen Unachtsamkeit hatte er sich ärgerlich an die Stirn geschlagen und gesagt, daß er diesen Fehler aber jetzt ganz gewiß ablegen wollte, und eben während er hierüber reflectirte ein neues Versprechen vergessen.

So kam es denn, daß ihm Bertha ganz ernstliche Vorwürfe machte und er — aufgebracht darüber, daß sie seinen Versprechungen, fortan nie wieder etwas versäumen zu wollen, keinen Glauben schenkte — ohne Abschied nach D *, seinem Geburtsort, abreiste. Und

doch liebten sich die Beiden mit der Kraft wahrer, treuer Liebe.

Der Doctor war kaum acht Tage fort, als ihn sein rasches, unüberlegtes, trotziges Benehmen um so mehr reute, als er wohl fühlte, daß er nur allein Unrecht habe. Abgehalten durch einen männlichen Stolz, aber auch aus einem gewissen Schaamgefühl verwarf er den zuerst in ihm rege gewordenen Gedanken, an Bertha selbst zu schreiben, und wandte sich an ihren Bruder. Da erhielt er den Brief. Die Worte: „vergiß oder verschlaf es nicht!" fielen ihm schwer auf das Herz.

Er ordnete daher in aller Schnelligkeit seine Sachen, kaufte ein Billet und fuhr mit der nächsten Dampffahrt nach L **.

III.

Selberg's erster Gang war zu seiner Verlobten. Der Friede ward, wie vorausgesehen, binnen wenigen Minuten hergestellt. Ja, er überredete sogar Bertha und deren Mutter mit der heutigen Retourfahrt mit nach D * zu fahren, und seinem Vater, der zwar schon längst zur Verheirathung seines Sohnes seine Einwilligung gegeben, aber seine zukünftige Schwiegertochter doch gern von Person kennen lernen wollte, sich vorzustellen. Alles war abgemacht. Um sechs Uhr Abends fuhr der Dampfwagen ab. Selberg eilte, um Billets zu kaufen.

„Vergiß es aber nicht!" drohte Bertha, als er aus dem Zimmer ging. „Bertha, Bertha! antwortete er, sei nicht häßlich; Du weist, was Du mir und ich Dir versprach!"

Ein Kuß, und er enteilte.

Die Billets waren gekauft und abgegeben. Nun mußte er noch zu einem Bekannten, um bei diesem die nöthigen Summe aufzutreiben, damit er seinen armen, eingekerkerten Adolf erlöse, und ihn wo möglich zur Mitfahrt berede.

Leider konnte er in der kurzen Zeit nicht in vollem Maaße reussiren. Er erhielt blos die bestimmte Zusage, daß man binnen längstens sechs Tagen die erwünschten 50 Thaler schaffen wolle, und eilte — eben schlug es drei Viertel auf fünf Uhr — in das Stockhaus. Er wurde eingelassen. In wenigen Minuten lag er in Adolf's Armen.

„Höre Adolf," fing er nach den gemachten nöthigen Mittheilungen an, „die Schließerin wird mich doch um halb sechs Uhr wieder abholen? Ich hab' es vergessen ihr zu sagen."

„Schon wieder vergessen!" lachte dieser. „Ja Guter, dann wirst Du auch erst wieder drei Viertel erlöst, denn eher kommt Madam nicht zu mir."

„Das ist mir fatal," entgegnete Selberg unruhig, „es ist ein weiter Weg bis zum Bahnhof, und ich kann

Deine Mutter und Schwester, die ich der Sicherheit wegen gleich dahin zu gehen gebeten, doch nicht gut lange allein dort lassen."

„Diese Vorsicht," erwiderte Adolf in der besten Laune, „ist allerdings sehr löblich, und ich will hoffen, daß sie es nicht vergessen haben."

„Keinen Spott" bat der Geängstigte. „Du siehst, daß ich nicht anders kann."

Es schlug halb sechs Uhr. Selberg wurde immer unruhiger, Adolf aber lachte immer lauter.

„Ich begreife Dich nicht, Adolf," redete er ihn an, „wie Du noch lachen kannst, da Du weißt, wie die Sachen stehen."

„Ich begreife Dich nicht," antwortete dieser, „denke doch nur, Du hättest es vergessen. Was würdest Du denn da thun?" Selberg wurde ärgerlich.

Es schlug drei Viertel auf sechs Uhr. Jetzt ließ er sich nicht mehr länger halten und polterte laut an die Thüre. Niemand ließ sich sehen!

„Ha, ha," lachte der Gefangene. „Ist mir doch in diesen acht Tagen noch keine Stunde so schnell und lustig vergangen als diese." — „Und mir," fluchte im höchsten Zorne der Doctor, „hat in meinem Leben noch keine Stunde so lange gewährt als diese — diese verfluchte. — Deinetwegen, blos Deinetwegen, um dir aus

Deiner Fatalität zu helfen, bin ich hieher gegangen und um . . ." die Thränen traten ihm in's Auge.

„Höre Eduard," antwortete etwas erweicht der Hartherzige, „nur keine Sentimentalitäten! Du weist, daß ich die nicht leiden kann. Was nützt da alles Lamentiren! Ich kann Dir aus diesem verdammten Loch nicht heraus helfen, so unbegreiflich es mir auch ist, daß die sonst so pünktliche Madam noch nicht da gewesen. Es muß was vorgefallen sein."

„Aber um Gotteswillen," ächzte der Geängstigte, „was muß, was kann, was soll ich den thun?"

Adolf zuckte die Achseln. — Es vergingen einige Minuten, ohne daß Einer etwas gesprochen.

„Adolf," bat plötzlich der Doctor, „so schreibe wenigstens ein paar Zeilen an Deine Schwester und benachrichtige sie, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich zu spät kam."

„Recht gern," lautete die Antwort.

Adolf setzte sich nieder und schrieb: „Liebwerthe Schwester, ich der Unterzeichnete, Dein leibhaftiger Bruder, bescheinige hiermit . . . ."

„Aber beim Teufel," unterbrach er sich, „das geht ja nicht! Bertha darf ja nicht wissen, daß ich hier bin, daß Du mich gesprochen!" Selberg seufzte recht tief.

„Nun, das Opfer könntest Du mir schon bringen," rief er endlich, „und die Kleinigkeit Deiner Schwester

gestehen. Ich würde ihr schon die nöthigen Erklärungen geben."

„Auch das," erhielt er zur Antwort, „will ich Dir zu Liebe thun, weil Du mich aus dieser übeln Schlappe bringen willst."

Er schrieb weiter: „daß ich in puncto eines nicht bezahlten Wechsels auf der Bürgerstube sitze, und mein derzeitiger Besuch, der Dr. Eduard Selberg (als Dein ditto derzeitiger Bräutigam) ebenfalls sitzt, ohne daß er es vergessen hätte, an Dich und die verabredete Dampfwagenfahrt nach D** recht häufig zu denken. Sothanes Zeugniß stelle ich ihm auf Verlangen und der Wahrheit gemäß hiermit aus. Auch wollest du be..."

„Schon gut, schon gut!" unterbrach den Schreibseligen der in Todesangst auf und ab Gehende, „gib nur her, ich sehe doch, daß mit Dir heute nichts anzufangen ist."

Es schlug sechs Uhr!

„Horch!" rief der schon fast Verzweifelnde. „Hörst Du nicht Tritte?" „So wahr mir Gott helfe, es sind Menschen oder Gerichtsdiener draußen."

Er pochte ungestüm an die Thüre.

„Was steht zu Befehl?" tönte es dumpf draußen.

„Um aller Heiligen Willen," antwortete der Ueberglückliche in größter Hast, „machen Sie schnell auf. Ich

bin zu Besuch hier und muß um sechs Uhr durchaus wohin."

„Ja," lautete die Antwort, „das können wir nicht. Die Madam hat den Schlüssel, und Sie müßen so lange warten, bis diese kommt, was nur noch ein paar Minuten dauern kann."

„Nun, so rufen Sie die Madam, ich erbiete mich gern, Ihnen ein gutes Trinkgeld zu geben."

„Wir wollen sehen," tröstete eine phlegmatische Stimme. Selberg warf sich resignirt auf einen hölzernen Schemmel, den einzigen im Zimmer. Adolf aber wollte schier vergehen vor Lachen.

IV.

Draußen aber ereignete sich während dem Folgendes: Die Madam hatte, wie gewöhnlich, um fünf Uhr die Runde im dem untersten Stockwerke gemacht, wo die größeren Verbrecher schmachteten, und war eben im Begriff, in das Dritte zu steigen, als sie neben, oder vielmehr über sich ein verdächtiges Geräusch und darauf einen Hülferuf hört. Sie schließt in aller Eile das nächste Zimmer auf und findet — den Ofen umgeworfen und den Insassen entwichen. Einige Rußstücke und der wiederholte Hülferuf überzeugen sie bald, daß der Unglückliche durch den Schornstein hatte entfliehen wollen, aber vermöge der starken Eisenstäbe an der Oeff-

nung desselben gezwungen war, den Rückweg anzutreten. Das ging aber nicht so leicht, als er sich gedacht hatte. Mochten seine Kräfte nun erschöpft sein, oder mochte er sonst etwas versehen haben, genug, der Arme schwebte zwischen Himmel und Erde, unvermögend ohne Lebensgefahr wieder herunter zu kommen. Dieß gab natürlich Lärm. Es werden Leitern angelegt und der Flüchtling, schwarz und blutig im Gesichte, in ein neues Gewahrsam gebracht.

Dieß Alles hätte zwar nun auch ohne Beisein der Madam abgemacht werden können, und die beiden Aufwärter — denn solche waren es, die vorhin dem pochenden Doctor geantwortet — im vierten Departement, wo Adolf und überhaupt die soliden Verbrecher seufzten, hätten sie immerhin rufen können; allein diese hatten es nicht zu thun, ihre guten Gründe.

Während nemlich unten der erzählte Auftritt statt fand, waren diese eben beschäftiget eine Chaise percée zu reinigen. Caspar, der eine von ihnen läßt aber unversehens seine Oellampe fallen, und im Begriff nach derselben zu haschen, den Griff dieses Meubels los. Ludwig, der andere kann die schwere Last nicht allein halten und so fällt sie auf die Erde.

„Tölpel!" rief Caspar, „Du wirst schön ankommen, wenn das die Madam sieht."

„Selbst Tölpel" erhielt er zur Antwort, „Du hast ja zuerst losgelassen!"

Das Zanken dieser beiden Männer dauerte noch einige Minuten fort, bis sie sich klüglicherweise entschieden, die erstandenen Oel- ꝛc. Flecken so gut es sich in der Eile thun ließ, aufzutauchen und wegzuschaffen. Sie nahmen also einige Lappen zur Hand und arbeiteten rüstig darauf los, mochte der Doctor auch immerhin schreien.

Die Sache schien ihnen, da Adolf immer noch laut auflachte, nicht so eilig, und dann war ihnen an ein paar Groschen Trinkgeld, die sie ohnehin noch hätten theilen müssen nicht soviel gelegen als an dem strengen Verweis den sie jedenfalls alle beide von der auf die größte Reinlichkeit haltenden Madam, bekommen hätten.

Eben hatten sie den Schaden so gut wie möglich beseitigt als diese kam.

Jetzt hörte man die Schlüssel rasseln — Musik in den Ohren Selbergs — die Riegel klirrten — die Thüre öffnete sich! — Wie der Blitz huschte der Doctor, die Eintretende fast umarmend, zum Zimmer hinaus.

„Um Gottes Willen!" rief diese, die in Folge des eben Erlebten den Doctor ganz vergessen hatte und nicht wenig erschrocken war, „um Gottes Willen, was ist das?"

Noch hatte sie nicht ganz ausgesprochen, als ein Criminaldiener den Entflohenen schon wieder gefaßt hatte, und trotz seines Sträubens festhielt.

Adolf lachte wie ein Wahnsinniger, die Madam stand verblüfft da, und der Criminaldiener wußte nicht, was er thun oder lassen sollte. —

Endlich kam es zu Erklärungen, und der Doctor rannte fort. — Zwei Minuten darauf kam er wieder er hatte seinen Hut vergessen!

V.

Der Mensch, und besonders der Erwachsene, hat viele sonderbare Gewohnheiten. Will es das Mißgeschick, daß er auf der Straße einmal hinfällt, so kann man Eins gegen Zehn verwetten, daß er sich das Plätzchen, wo er eben gelegen, noch einmal recht genau ansieht. So auch unser Doctor. Als er auf die Straße kam, schaute er noch einmal tief seufzend nach dem verwünschten Haus; dann schlug er mehr zufällig als aus Absicht den Weg nach dem Bahnhof ein. Der Dampfwagen mußte nach seiner Berechnung fast seit einer Stunde abgefahren sein; aber er wollte den Ort, der ihm soviel Unheil bringen sollte, doch noch einmal ansehen.

Es schlug drei Viertel auf sieben, als er auf der Promenade anlangte — Aber was war das? Sah er

nicht Funken auf der Tenne des Gebäudes umher sprühen? — Rasch eilte er vorwärts. — Beim Himmel! dort stieg eine Dampfsäule empor. Deutlich hörte er das Geräusch der Lokomotive.

Hatte er die Stunde verwechselt, es vergessen, daß der Dampfwagen erst um sieben fuhr? hatten die Guten seinetwegen so lange gewartet?

Nein! es hatte dieses einen viel natürlicheren Grund. Die Lokomotive stand allerdings schon seit sechs Uhr tobend und brausend auf dem Platze, konnte aber — trotz den unlängst angekommenen englischen Steinkohlen und trotz dem „God damm“ des Fuhrmanns nicht von der Stelle gebracht werden. Der Doctor kam noch zur rechten Zeit.

Bertha und ihre Mutter waren bald gefunden und die Gründe seines Ausbleibens vorgebracht. — Ein Ruck, — und der Wagen flog dahin! —

Es hat doch auch sein Gutes, wenn die Präcision solcher Institute nicht immer infallibel ist.

Gerade an dem Tage, wo Adolf seiner Haft entlassen wurde, feierten die beiden Liebenden ihre Verlobung. — Der Doctor aber behauptet, die Angst jenes Tages nie vergessen zu können! —

nicht Funken auf das Dache des Gebäudes umher sprühen? — Nein, eilte er versichern. — Beim Himmel! dort stieg eine Dampfsäule empor. Deutlich hörte er das Geräusch der Locomotive.

Hatte er die Stunde verwechselt, es vergessen, daß der Dampfwagen erst um sieben fuhr? hatten die lieben Schneckeneen so lange gewartet?

Nein! es hatte dieses einen viel natürlicheren Grund. Die Locomotive stand allerdings schon seit sechs Uhr tobend und brausend auf dem Platze, konnte aber — trotz den unlängst angekommenen englischen Steinkohlen und trotz dem „fresh damps“ des Maschinisten nicht von der Stelle gebracht werden. Der Pastor kam noch zur rechten Zeit.

Bertha und ihre Mutter waren bald gefunden und die Gründe seines Ausbleibens vorgebracht. — Ein Blick — und der Wagen flog dahin! —

Es hat doch auch sein Gutes, wenn die Principien solcher Anstalten nicht immer untrüglich ist.

Gerade an dem Tage, wo Rudolf seiner Haft entlassen wurde, feierten die beiden Liebenden ihre Verlobung. — Der Pastor aber bekannte, die Angst jenes Tages nie vergessen zu können! —

Nie wieder auf 'nen Omnibus!

Humoreske.

I.

Ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden, wenn ich nicht so viel Unglück hätte. An meinem Unglücke aber ist, außer mir selbst, Niemand als meine Verliebtheit schuld. — Nachfolgende Leidensgeschichte, die sich zwar vielleicht recht lustig lesen lassen mag, mir aber in der Rückerinnerung bittere Thränen auspreßt, wird die Wahrheit meines Geständnisses eben so sehr bekräftigen, als ich den Einzelnheiten derselben, außer den Ortsnamen, auch nicht die geringste Beischmückung gegeben habe.

Es war ein naßkalter, melancholischer Herbstabend, als ich mich den Armen meiner Laura entwand. Morgen früh wollte ich, in einer für unsere Hoffnungen wichtigen Angelegenheit nach Buchstadt reisen und hatte der Geliebten so eben einen heißen Abschiedskuß aufgepreßt, als das gute Kind, meine schwache Seite kennend, etwa folgendermaßen anhub: „Aber, Adolph, Du kommst doch bald und — und treu wieder?" — „Wie Du aber auch nur sein kannst," tröstete ich sie

„Du weißt, daß mich in Buchstadt Niemand meh fesselt und die übrigen Vergnügungen der Freude, Dich recht bald wieder in meine Arme zu schließen, bei weitem nachstehen. Gewiß, ich komme schon übermorgen wieder.“ — Ein Seufzer, der sich aus der Tiefe ihres Busens stahl, war die Antwort. Noch einmal küßte ich ihr die erblaßten Lippen und enteilte. —

Die eben gehabte Scene hatte mich wirklich ergriffen; ich nahm mir fest vor, meine Angelegenheiten möglichst zu beschleunigen und mein empfängliches Herz vor allen Lockungen zu bewahren. Der Mensch denkt, Gott lenkt; der Verliebte aber ist kein Mensch, wenigstens kein denkender.

Die Reise hin ging sonder Zufälle vor sich.

Wenige Stunden nach meiner Ankunft hatte ich die nöthigen Besuche bei meinen hohen Vorgesetzten beendigt und ging nun mit der sichern Hoffnung, daß dieselben bei dem vakannten Actuariat in F*** auf mich reflectiren würden, seelenvergnügt und voll der sanguinischsten Gedanken nach meinem Gasthof zurück. Ich war den ganzen Morgen umhergelaufen, hatte Appetit und freute mich auf das bevorstehende Mittagsessen nicht wenig.

„Herr Auskultant, Herr Auskultant!“ rief mich auf einmal eine wohlbekannte Stimme an; „haben Sie denn in Ihrem Blaufeld das Gehör verloren, oder sind

Sie alldort von der Tarandel des Stolzes gestochen worden und kennen Ihre alten Freunde nicht mehr?" Die Stimme, die mich auf diese Weise in meinem Table-d'hôte-Gedanken störte, gehörte einem jungen Oeconomen an, der früher, als ich noch in Buchstadt als Practikannt fungirte, mein Tischnachbar im Gasthofe „zum Ritter" war. — „Nein," autwortete ich, ihm herzlich die Hand drückend, „nein, mein lieber Wenger, weder mein Gehör noch mein Herz sind seit unserer Trennung abgestumpft, aber ich verspüre einen solch' boshaften Appetit, daß mir für diesen Augenblick alle andern Organe ihre Dienste versagen." — „Ha, ha!" lachte er „dem ist leicht abgeholfen. Wenn Sie nicht sonst wo eingeladen sind, so bitte ich um die Ehre heute mein Gast „im Ritter" zu sein. Wir wollen da wieder einmal unsere alten Suiten aufführen und den andern hypochondrischen Tischgenossen zu Appetit verhelfen." — Arm in Arm gingen wir dahin.

II.

Der Gasthof „zum Ritter" ist der nobelste in der Stadt. Der Herr Gastgeber ist ein jovialer Gourmand der seinen Gästen, ehe diese sich dessen versehen, ein halb Dutzend Schöppchen vorgerückt hat, und seine Gemahlin, sowie seine beiden Töchter spielen die Wirthinnen auf eine so graziöse Art, daß die reisende Damenwelt

es nie unterläßt, bei ihnen einzukehren. — Das Essen war brillant, die Weine delikat, und ehe ich eigentlich wußte ob wir Rhein- oder Franzwein tranken, hatte dieser bereits so auf mich gewirkt, das ich auf die Scherze meines Freundes Wenger recht wacker einging, obschon mich Anfangs mein vis-à vis, eine junge, allerliebste Dame etwas befangen machte. Indeß lachte dieselbe über die drolligen Einfälle meines Freundes und namentlich über ein kleines Stockconzert, in welchem er in der That Meister war, so herzhaft mit, daß ich mich bald heimisch fühlte. — Bertha, so hieß die schöne Fremde, wie ich im Laufe kleiner Neckereien erfuhr, hatte einen selten schönen Arm und wußte mit demselben so vortheilhaft zu coquettiren, daß meine guten Grundsätze, die mir meine Laura bei der Trennung beigebracht hatte, ehrlich gestanden, anfingen lästig zu werden. Mehr Liebreiz glaubte ich noch bei keinem Mädchen vereinigt gefunden zu haben. Schwarze Ringellocken — eine Hauptliebhaberei von mir — fielen auf einen milchweißen, markigen Nacken herunter, und gleichsam als wolle dieser mit der schönen Bürde prunken, hob er sich im wellenförmigen Auf nnd Nieder, ein Mehr ahnen lassend, das mich fast trunken machte. Hatten aber schon dieser Nacken und die immer beweglichen Locken mein Gefühl für das Schöne entflammt, so zog mich ein eigenthümlicher Zug um den Mund,

besonders wenn sie ihre blendend weißen Zähne auf die Unterlippe drückte und ihr großes, dunkles Augenpaar bald auf mir, bald auf der Landschaft des Dessert-Tellers ruhen ließ, unwiderstehlich zur Huldigung hin — Um meine Treue war es geschehen. Ich hätte etwas Näheres über das liebenswürdige Geschöpf wissen müssen und hätte es mich noch drei Flaschen Champagner kosten sollen! Drei hatte ich bereits kommen lassen und mit einer wohlthuenden Genugthuung gesehen, daß Bertha diesem nicht abhold zu sein schien.

„Woher," wandte ich mich deßhalb zu Elisen, der jüngern Tochter des Gastgebers, die gerade neben mir saß, „woher mag dies holde Mädchen sein, das uns gerade gegenüber sitzt?" „O," antwortete sie ziemlich zweideutig, „sie ist nicht weit her; mehr darf ich nicht sagen."

„Aber, mein Gott," erwiederte ich, „Sie haben ja noch gar nichts gesagt! Antworten Sie mir doch wenigstens, ob sie noch lange bei Ihnen bleiben wird, wie sie heißt wer ihr Begleiter ist, was sie hieher geführt, auf welche Weise . . . ." „Nun, das gestehe ich," unterbrach mich Elise, „Sie fragen ja, als ob Sie vor Gericht säßen und einen Steckbrief ausfertigen müßten. Habe ich doch wahrlich Ihre erste Frage schon wieder vergessen."

Ziemlich ungeduldig wiederholte ich meine Fragen

noch einmal. Elise neigte ihren Mund zu meinem Ohr und beichtete: „Erstens also, ist sie nicht weit her, zweitens, ist sie noch nicht lange bei uns, drittens, hat sie keinen Begleiter, viertens, reist sie morgen mit dem Omnibus wieder fort, fünftens ....“ „Im Omnibus?“ unterbrach ich die Redselige erschrocken. „Nun, warum nicht?“ antwortete sie, „glauben Sie etwa, daß in demselben nicht auch anständige Damen reisten? Ich selbst bin im Laufe der vorigen Woche in demselben nach F*** gefahren.“ ‚Keineswegs glaube ich daß,“ war meine unbeholfene Antwort, „aber ich dachte nur, daß .... sehen Sie — Sie sind hier, aber die Dame dort ist fremd und ...“ „Hah, hah!“ lachte sie, „bin ich auf der Toru zwischen hier und F*** nicht auch fremd, oder glauben Sie, daß ich in allen Schenken der großen Heerstraße so bekannt wäre wie hier? Ein schönes Compliment das!“

Ich fühlte, daß ich etwas Dummes gesagt hatte und lenkte das Gespräch wieder auf den mir intressanten Gegenstand ein. „Den Namen,“ sagte ich, „den Namen haben Sie mir noch nicht gesagt, mein Fräulein!“

„Einen Namen hat sie bis jetzt noch nicht,“ lautete die Antwort, „wenn Sie aber fortfahren, mich so zu inquiriren, muß ich annehmen, daß Sie gesonnen sind, ihr den Ihrigen zu geben. Nun, ich gratulire!“

An Heirathen hatte ich, offen gestanden, noch nicht gedacht, wenigstens nicht bei der Fremden: daher mochte es kommen, daß mir bei dieser Perspective das Blut in die Wangen schoß; indeß mißfiel mir das Gedankenspiel, in das ich verfiel, eben nicht sehr. Wenn ich nicht sehr irre, so überlegte ich sogar bereits, ob ich meine Verlobung durch Karten oder durch die Zeitung bekannt machen sollte. Ich entschied mich, da ich ein abgesagter Feind von allem Auffallenden bin, zuletzt für einfache weiße Karten mit Goldschnitt und freute mich so recht im Grunde meiner Seele darüber, wie sehr ich Fräulein Mimi uod Fräulein Lili, welche mir streng genommen, vor etwa einem Jahre ein Körbchen gegeben hatten, damit ärgern wollte.

„Aber, Herr Auskultant," entriß mich Elise meinen süßen Träumereien, „wenn Sie so zerstreut sind, möchte sich Fräulein Bertha einen andern Begleiter zu ihrer Weiterreise aussuchen und Sie um den Ruhm kommen, den Ritter einer verlassenen Dame abzugeben. Sehen Sie nur, wie vertraut bereits Herr Wenger mit der zukünftigen Frau Auskultantin ist! — Uebrigens wünschte ich Ihnen gesegnete Mahlzeit und empfele mich Ihnen." Wirklich enteilte sie.

Jetzt erst erwachte ich aus meinem Brüten und warf einen prüfenden Blick auf das angeklagte Paar. Weiß es Gott, Wenger hatte ihre Hand gefaßt und

Bertha schien sich in dieser Situation so behaglich, so — ich möchte sagen glücklich, daß ich mich fast verrathen und dem zur Unzeit galanten Wenger eine Piquanterie zugerufen hätte. — Ob der getrunkene Champagner oder die muthmaßlichen Süßigkeiten meines Freundes Ursache von den gerötheten Wangen meiner Fremden waren, mag ich jetzt nicht unterscheiden, gewiß ist es aber, daß ihr Auge in liebendem Feuer rollte, und ihr Busen sich auffallend hob.

„Mein verehrtes Fräulein!" wandte ich mich deshalb halb bittendem, halb beleidigtem Ton zu ihr, „würden Sie mir wohl schmollen, wenn ich Sie auf einige Augenblicke Ihres Unterhalters beraubte? Eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit zwingt mich, demselben gerade jetzt eine Mittheilung machen zu müssen, und mag mich zugleich entschuldigen, wenn ich so indiscret bin, Ihnen seine Unterhaltung zu entziehen." — Stumm sich verneigend, gewährte sie. Wenger sah mich mit großen fragenden Augen an, erhob sich jedoch alsbald vom Stuhl und folgte mir in eine Fenstervertiefung.

„Freund," redete ich ihn hier an, „Freund, wenn Sie mich ein bischen lieb haben, wenn Sie nur einen Theil von dem für mich fühlen, was Sie mir so oft gesagt, bringen Sie mich nicht länger in Verzweiflung und bevorzugen Sie Bertha, meine Bertha nicht so auffallend. Sie machen mich rasend mit Ihren Galan=

terien. Ich liebe sie mit unendlicher Liebe, ich bete sie an, ich bin unglücklich, wenn Sie mir nicht beistehen. Sie oder keine wird die Meine."

„Aber Freund," unterbrach er mich, „sind Sie denn des Teufels, oder höre ich nicht recht?"

„Nichts von allem dem," antwortete ich ihm, „ich bin vielmehr des Himmels und will und muß Bertha heirathen. Wie, meine Liebe scheint Ihnen nicht natürlich? Sahen Sie je mehr Liebreiz in einem Frauenzimmer vereint, als bei Bertha?"

„Das nicht," erwiederte er noch immer erstaunt, „aber ich begreife nicht . . . ."

Ich ließ ihn nicht ausreden. „Ich habe ihr Wort," sagte ich „das Andere wird sich schon finden. Stören Sie mich nur nicht!"

III.

Ich setzte mich also zu Bertha. — Wenger war in der That so gefällig, sich zurück zu ziehen. Was kümmerte mich sein Kopfschütteln, war ich doch glücklich. — Der Blick, den ihn Bertha nachsandte, fachte zwar für die ersten Minuten meine ganze Eifersucht an, bald aber sah und fühlte ich, daß Bertha nur mich liebe. Hätte sie mir sonst die Hand so zart gedrückt? Gewiß,

Bertha liebte mich unaussprechlich. Gut wie ich bin, that mir Wenger im Grund meines Herzens eigentlich leid, denn gewiß dachte der Narr, daß die schöne Fremde etwas für ihn fühle und er mir durch seinen Rückzug ein Opfer bringe; aber die Liebe ist ein heiligeres Gefühl als die Freundschaft, und Wender konnte unmöglich die Empfindungen für Bertha haben, die ich für sie hegte. —

Da es nicht in meinem Zweck liegen kann, dem seligen Ovid in's Handwerk zu pfuschen und in diesen Blättern eine Kunst, zu lieben, niederzulegen, so erlassen mir es meine Leser wohl, ihnen den Barometergang unserer Zuneigung mitzutheilen; genug, ich liebte und wurde geliebt, heiß und allein geliebt. Wir beide hatten es uns gegenseitig nach kaum einer Stunde gestanden, ja ich hatte sogar, als Wenger einmal das Zimmer verließ — die übrigen Gäste waren schon lange fort — einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt, einen Kuß, ach .....

Während unserm Gekose war es Dämmerung geworden. Bertha wollte, wie sie mir erzählt, am andern Morgen im Omnibus weiter nach Leipzig reisen; ein Umstand, der mir in so fern erwünscht kam, als ich bis Hahnfeld mit ihr fahren konnte, mich aber veranlaßte, den heutigen Abend noch so gut wie möglich zu genießen, denn mit der ebenfalls besprochenen, spätern Reise nach Cattenheim, ihrem Wohnorte, konnte es bei mei-

nen überhäuften Dienstgeschäften möglicherweise noch lange dauern. Die Gegenwart also mußte benutzt werden.

Glücklicherweise war an demselben Abend in einem ganz nahe an der Stadt gelegenen Vergnügungsort ein kleiner Ball. Es hielt nicht schwer, Bertha zu vermögen, mit mir dahin zu fahren. Sie schenkte mir ihr volles Vertrauen in einem viel zu hohen Grade und war ein viel zu liebes Naturkind, als daß sie in dieser Zustimmung oder vielmehr in dem unbewachten Hinfahren etwas Unschickliches gefunden hätte; aber ich wolte auch den Schein wahren und hatte Elisens Mutter, die liebenswürdige Gastgeberin, bald zur Mitfahrt gewonnen. Später bereute ich das.

Als wir in den Saal traten, hafteten hundert Augen auf meiner schönen Begleiterin. Stolz lächelnd führte ich sie an einen Platz, und bald wogte ich mit ihr dahin im Ringeltanze, ganz nahe dem pochenden Herzen . . .

Es war ein schöner, süßlieblicher Ball, der in jener Nacht, ein Ball auf dem ich alle Wonnen der Liebe und des Tanzes genoß. — Die Reveille in Buchstadt, die ein scharfer Ostwind zu uns herüber trug, machte ihm ein Ende. Arm in Arm wanderten wir durch die noch immer dichten Anlagen den Berg hinunter. Mein Mantel schützte uns Beide vor der rauhen Morgenluft und die eben aufgehende Sonne hörte unsere Liebesschwüre . . .

IV.

Ich erwachte. Die zwei Stündchen, die mir zum Schlafen vergönnt waren, mußten, meiner Meinung nach, schon längst verflossen sein. Mein Gott, wenn Bertha ohne mich abgereist wäre!! In wahnsinniger Eile warf ich mich wieder in meinen Ballstaat und stürzte, ohne meine Rechnung bezahlt, ohne Jemanden Adieu gesagt, ja selbst ohne ein Frühstück genossen zu haben, auf die Straße. Ein Blick auf die nahe Thurmuhr überzeugte mich, daß ich den gewiß schon abgefahrenen Omnibus noch einholen konnte. Wer war glücklicher, als ich. — Die Hutschachtel in der Hand — meinen Mantel hatte ich vergessen — eilte ich zum Thor hinaus, während der Regen in Strömen vom Himmel goß. — Richtig, dort ging das Fuhrwerk! — Durchnäßt bis auf die letzte Hülle langte ich an. — „Kutscher!" rief ich, „um des Himmels willen halten — halten Sie! — Haben Sie nicht eine Dame in Ihrem Wagen?"

„Mehr als eine," war seine lakonische Antwort, „wenn Sie aber mitfahren wollen, muß ich bitten, daß Sie sich gleich aufsetzen. Ich habe nicht Lust dem Himmel als Rinnstein zu dienen."

„Gleich, gleich!" tröstete ich ihn, „nur sagen Sie, ob Fräulein Bertha in Ihrem Wagen sitzt?"

„Was kenne ich Fräulein Bertha!" brummte er.

„Gucken Sie selbst 'u denn in dem Wagen können Sie so nicht sitzen, der ist überladen."

Außer mir vor Verzweiflung wollte ich den Schlag aufreißen. „Nichts da, nichts da!" riefen auf einmal mehre Stimmen, „hier ist kein Platz mehr, auch haben wir keine Lust, uns Wind und Regen in's Gesicht jagen zu lassen."

Es blieb mir in der That nichts weiter übrig, als mich vorne auf den Bock zu setzen, der bereits von einem zweiten Fremden zur Hälfte occupirt war. — Während der Kutscher fluchte, hatte ich bereits Anstalten getroffen, das von allen Seiten offene Cabriolet zu erklimmen. — Herr des Himmels, war das nicht Bertha, die so laut im Omnibus lachte? — Nein, nein, ich mußte mich getäuscht haben.

Ich setzte mich eben zurecht und wollte mir den Regen aus dem Gesicht wischen, als mich mein Nebenmann etwa folgendermaßen anredete: „Herr," sagte er „ich nenne mich Fabrikant, bin aber nur ein böhmischer Glashändler. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel."

Verwundert schaute ich ihn an. — „Gucken Sie mich nicht so an," fuhr er fort, „das bekommt mir nicht gut, denn die Leute sagen, daß ich verrückt sey."

Um den Schwätzer los zu werden, gab ich ihm

mein Ehrenwort, daß ich ihn nicht für verrückt, sondern nur für ein bischen unausstehlich hielt.

„Sie irren,“ hub er wieder an, „unausstehlich bin ich durchaus nicht, vielmehr habe ich in meinem Leben schon sehr viel ausgestanden, besonders in den letzten drei Jahren, wo sie mich in Prag in ein Narrenhaus gesteckt. Ich habe ihnen aber eine Nase gedreht, und bin vor vierzehn Tagen entflohen. Wissen Sie aber, warum man mich für verrückt hielt?“

Der Angstschweiß träufelte mir die Wangen herunter und vermählte sich mit den Regentropfen zu einem Bach, der sich in meine Tanzschuhe ergoß. Es blieb mir, wollte ich in der Nähe dieses Narren nicht selbst verrückt werden, kein anderer Rettungsweg übrig, als vom Wagen herunterzusteigen und meine Reise zu Fuß fortzusetzen. — In diesem Augenblick hörte ich hinter mir meinen Namen nennen; ich sah zurück durch das Wagenfenster, das ich jetzt erst gewahrte, und — — so wahr ein Gott im Himmel lebte, da saß — Bertha im heitern Gekose mit einem fremden Herrn. Mein Blut erstarrte. —

„Schwager!“ schrie ich, „halten Sie an, halten Sie an! die Dame, die ich suche, sitzt in Ihrem Wagen!“

„Nicht um ein Dorf,“ antwortete er in seinem plumpen Dialekt. Schon hatte ich einen Fuß auf die Deichsel gesetzt; da aber faßte mich der Verrückte mit

Riesenkraft an meinen Schultern und schleuderte mich zurück auf den Platz.

„Sie sollen mir nicht hinunter," drohte er, „Sie sollen nicht! Wissen Sie denn nicht, warum ich verrückt bin? Sie scheinen mir ebenfalls Anlage zu haben. Keinen Versuch weiter!"

Ich war einer Ohnmacht nahe. — Ein laut geführtes Gespräch im Wagen, das zuweilen durch ein schallendes Gelächter unterbrochen wurde, gab mir die Besinnung wieder. Deutlich hörte ich, wie sich Bertha über mich lustig machte. -- „Denke Dir nur," sagte sie zu ihrem Nebenmann, „die Uhr wollte er mir durchaus nicht geben, und für den lumpigen Ring hab' ich ihn wohl zehnmal küssen müssen; was mich aber am meisten von ihm ärgert, ist, daß er auch um kein Haar besser tanzt, als ein Bär." — Länger konnte ich es nicht aushalten. Wüthend vor Zorn, machte ich einen nochmaligen kräftigen Versuch, vom Wagen zu springen. Schnell hatte mich der Verrückte mit seinem nervigen Arm gefaßt.

Wissen Sie denn noch nicht, warum ich verrückt bin?" schrie er mir in's Ohr. „So hören Sie denn: Ich war in meiner Jugend ein verliebter Kauz und lernte ein Mädchen kennen, das ich wie mein Leben liebte, obschon sie nur eine Harfnerin war, Das Mädchen aber war eine böse Dirne und hat mich um mein

ganzes Vermögen gebracht. Das lustige Kind aber, welches da drinnen unter dem Musikantenvolk sitzt — ist ihre Tochter." —

Eben langten wir an der ersten Station an. Der Verrückte ließ mich los, ich sprang vom Wagen, reichte dem Schwager ein doppeltes Trinkgeld und eilte zu Fuß weiter. — Von der schönen Harfnerin hab' ich nichts weiter gehört.

V.

Ich habe meiner Laura, die, seit ich das Actuariat in F. * * * erhalten habe, meine Braut ist, meine ganze Leidensgeschichte eezählt.

„Willst Du Dich aber auch," fragte sie, als ich um das Jawort bat, „bessern?"

„Ja!" antwortete ich. „Ich will nur Dich und ewig Dich lieben, auch," setzte ich mit einem kräftigen Schwur hinzu, „auch fahre ich nie wieder auf einem Omnibus!"

Ich habe Wort gehalten, und doch sind es heute schon vier Wochen.

Wirths-Malice.

Eine Reisehumoreske.

Unwohl, aber mit Gefühlen heiterer Erinnerung verließ ich das liebe Augsburg.

Der Arzt hatte mir beim Scheiden ausdrücklich gesagt: „ich sehe Sie jetzt nur ungerne scheiden, mein Herr Reconvalescent und muß Sie dringend bitten in den ersten acht Tagen Ihrer Reise im strengsten Sinne des Wortes diät zu leben. Bier, Wein und Fleischspeisen muß ich Ihnen geradezu verbieten, wenn Sie sich nicht einem gefährlichen Rückfall aussetzen wollen; überhaupt ist für Ihren Zustand eine Hungerkur besser als alle Arznei!" Der brave Arzt hatte gut verbieten. Er fuhr nicht in der Gelegenheits-Chaise des Kutschers Fawer und hatte weder 30 Grad Hitze noch 3000 Bremsen auszuhalten, die Einem die besten Säfte aussaugten und Hunger und Durst hervorriefen. Ein robuster Unteraufschläger, der mir im Wagen gegenüber saß, ist nicht mehr denn dreimal ohnmächtig geworden; und ich? — Die drei Männer im feurigen Ofen haben sich Anno So und So viel im Vergleich gegen mich wie in einem Kühlfaß befunden, und die Amerikaner ver-

rathen sehr wenig Urtheilsfähigkeit, wenn sie nicht zugeben, daß die baierischen „Bremen" tausendmal zudringlicher sind, als ihre gutmüthigen Musquitos — und doch, doch habe ich im ganzen baierischen Gebiete keinen Tropfen Bier getrunken; ja ich habe sogar meinem Lieblingsgerichte, dem Salat, wenn ich ihn unterwegs aufgetragen fand, wie ein wohlerzogener Jagdhund ziemlich verächtlich den Rücken zugekehrt. Alles der lieben Gesundheit wegen! —

Ich bin deshalb fest überzeugt, daß die Herrn Gastwirthe auf der passirten Straße noch nach hundert Jahren erzählen werden, es sei am 28. Juni 1842 ein reicher Engländer bei ihnen gewesen, der die sonderbare Marotte gehabt, das Zuckerwasser Ohmweise zu sich zu nehmen. Ich und Zuckerwasser — und doch ist es so!

Am 30. desselben Monates präcis 12 Uhr Mittags kam ich in einer Stadt an, die ich, da mir gerade kein besserer Name einfällt, Kempten nennen will, und hatte dort die Satisfaction von einigen recht gebildeten Kellnern sehr anmuthig aus dem Wagen gehoben und sammt meinem mäßigen Gepäck in das Gastzimmer getragen zu werden.

„Befehlen der Herr" fragte mich der Wirth, „mit an table d'hote zu speisen?" es wird gleich angehen. — „Nein würdiger Mann," entgegnete ich höflich, „ich . . ."

„Wie Sie befehlen; also auf Ihrem Zimmer? Jean, Nro. 3!"

„Auch das nicht," erwiderte ich ziemlich kleinlaut, ich bin ein kranker Engländer (diesem hält man alle Eigenheiten zu Gute) und muß durchaus diät leben."

„Hm nun! dann Jean, nicht auf Nro. 3, sondern auf Nro. 2. Aber doch eine Flasche Wein?"

— „Wirklich nicht," versicherte ich dem Gütigen, „bringen Sie mich nur in ein stilles Zimmer und besorgen Sie mir ein Paar Eimer Trinkwasser."

„Ganz wohl," knurrte er hinterlistig lächelnd, „Jean, also in Nro. 2, nicht in Nro. 3."

„Noch eins!" rief ich dem Enteilenden nach, „ich beabsichtige mit der Post nach Lindau weiter zu fahren, besorgen Sie mir gefälligst einen Reiseschein und versäumen Sie ja nicht, mich zur rechten Zeit wecken zu lassen."

„Um vier Uhr fährt die Post ab," bemerkte der Kellner, „der Platz kostet 4 fl. 12 kr." — Ich zahlte das Verlangte, schärfte noch einmal ein, daß man mich eine halbe Stunde vor vier Uhr wecken möge, und schlich ziemlich niedergeschlagen in Nro. 2.

Was ich den ganzen unlieben Nachmittag lang da Oben gemacht habe, weiß ich in diesem Augenblick wirklich nicht mehr genau, ich glaube aber, ich habe Nichts gethan nnd Wasser dazu getrunken, viel Wasser! —

Als die Dämmerung endlich heranbrach und mein ausgehungerter Leib seinen langen Schatten auf die Wände des Zimmers warf, wurde mir ganz unheimlich zu Muthe, ja, ich fing sogar an, mich ganz reell zu fürchten, so daß ich, so widersprechend das auch klingen mag, nicht Courage genug hatte, mir ein Licht zu bestellen. Wer weiß, dachte ich, ob du dann nicht einige Banditen, Wegelagerer und dergleichen verdächtige Personalitäten unter dem Bette versteckt fändest!

Zu solch ausgearteten Geburten kann sich die Phantasie verleiten lassen, wenn sie mit einem hungrigen, durch und durch gewässerten Körper allein ist! —

Um neun Uhr etwa legte ich mich nieder, und hatte kaum die Beruhigung, die ungebetenen Gespenster meiner hungrigen Magenphantasie in liebliche Traumgötter umgewandelt zu sehen, als ich meine Stubenthüre aufschließen und den Kellner hereintreten hörte.

„Mein Herr," begann er, „Ihre Thüre dürfen Sie durchaus nicht verschließen. In Nro. 1 logirt auch ein Herr und dieser kann nur durch Ihr Zimmer in das seinige gelangen, Nro. 3 muß eben wohl zugänglich bleiben, weil wir mit der X'schen Post noch Fremde erwarten. Sie sahen aber wohl schon, daß Nro. 3 keinen andern Eingang hat, als nur durch ihr Zimmer?"

Wie viele Seufzer mir diese Eröffnung ausgepreßt, davon kann sich ein gesuuder Mensch keinen Begriff

machen, indeß blieb mir nichts weiter übrig, als zu dem bösen Spiel gute Miene zu schneiden, denn mir fiel nachgerade ein, daß mir der rachsüchtige Wirth, weil ich nicht an der giftigen table d'hote gespeißt, sondern nur gesundes Quellwasser getrunken hatte, diese verruchte Nro. 2 ausdrücklich angewiesen, um sich so zu revanchiren und mir die so nöthige Nachtruhe zu rauben.

Ich begnügte mich also damit, dem Kellner einige unchristliche Flüche an den Kopf zu werfen und legte mich auf die andere Seite.

Richtig! Da ging die Thüre schon wieder auf und herein wankte unsicheren Schrittes mein Nachbar aus Nro. 1.

„Sie thun mir leid mit Ihrer Nro. 2" lallte er. „Sehen Sie, ich bin ein Käs-Reisender und habe heute Nachmittag von dem guten Bier ein Bischen zu viel zu mir genommen: wer weiß ob sich das mit den vielen Kirschen, die ich heute gegessen habe, verträgt, s' ist fatal, aber ich glaube, daß ich Sie heute Nacht viel Mal werde stören müssen."

Es wäre unpolitisch gewesen mit einem Trunkenen, und noch dazu mit einem, der höflich war, Streit anzufangen, ich gab ihm deshalb recht und bemerkte, daß ich etwas Aehnliches, wie er, auch fürchte, indem die Kirschen und das Bier zwei sehr hetrogene Elemente seien.

„Ja, ja, da haben Sie recht" lachte er, mit dem

Schlüssel an seiner Thüre herumsuchend, „das Bier ist auch mein Element!" — Das Schlüsselloch war indeß glücklich gefunden und Monsieur Nro. 1 nach einigem Geräusch bald in seinem Zimmer und Bett. Ich muß ihm übrigens zur Ehre nachsagen, daß er bis etwa 12 Uhr nur siebenmal durch mein Zimmer polterte und außer, daß er ein paar Stühle und den Nachttisch umwarf, nur wenig Störung verursachte.

Diese kleine Störungen waren indeß nur das unbedeutende Vorspiel von den Leiden, die nachfolgen sollten. Etwa eine Stunde später nämlich, polterte es auf einmal mit so großem Geräusch und Gelächter die Treppe herauf, daß ich nicht anders glaubte, als eins von den Dampfschiffen in Lindau sei zur Abwechselung einmal irre gelaufen, an unserem Wirthshause gestrandet, und beabsichtige sammt seinen Passagieren bei mir zu übernachten. Was aber verursachte den Heiden-Lärm? — Zwei Damen, die mit ihren Schachteln und Schächtelchen, Kistchen und Kästchen, Koffern und Reisesäcken angekommen waren — und Gott steh mir bei! — in Nro. 3 einquartirt wurden. Wäre mit dem Einzug der Lärm vorbei gewesen, so hätte ich mir den Witz noch allenfalls gefallen lassen, denn daß die zwei Damen durch mein Schlafgemach durch mußten, war eine Sache, welcher wegen sie sich mehr zu geniren hatten, als ich. Leider aber ging der Hauptspektakel erst mit dem

Augenblick an, als sie mit ihrem Reisegepäck glücklich einquartirt waren. Die Schelle, ein Kammermädchen und zwei Kellner waren stets in Bewegung, und was das Schlimmste war, immer unter heillosem Gelächter. Bald jagte der Befehl nach Thee einen Kellner zur Treppe hinunter, so stürzte der andere mit einer Bouteille Wasser herauf. Je mehr ich aber über diese unerhörte Störung raisonnirte, je mehr wurde gelacht und je toller ging das Befehlen los; ja ich hörte einmal ganz fürnehmlich, daß eine der Damen unter heimlichen Kichern von dem Kellner einen — Stiefelknecht bestellte. Es war offenbar, daß die weiblichen Bösewichter von dem Wirthe instruirt waren, mich auf eine subtile Weise von der Welt zu schaffen; der Stiefelknecht war der schlagende Beweis, denn was konnten, was sollten zwei ordentliche Damen nächtlicher Weile mit einem Stiefelknecht machen?

Der Geduldfaden riß mir. Ich sprang aus dem Bett, schob den Kellner, der eben wieder in mein Zimmer trat, ziemlich unsanft zur Thüre hinaus und schloß und riegelte diese doppelt zu. „Poltert und ruft und befehlt nur immer zu!" schrie ich mit einer Löwenstimme, diese Nacht wird nicht wieder aufgemacht! — Das half! Ich hörte wie in meinem Nachbarzimmer die Damen in ihr Bett huschten und hatte nun Ruhe. Einmal nur, etwa gegen 4 Uhr Morgens, hörte ich

ziemlich ungestüm an die Thüre pochen und zum wiederholten Male meinen Namen rufen, ich war aber so todtmüde, daß ich nicht einmal die Kraft hatte, scheltend zu antworten, und schlief sanft ein.

Die Sonne schien bereits in mein Zimmer als ich erwachte. „Um Gotteswillen!“ war mein erster Gedanke, „der boshafte Kellner hat dich die Postabfahrtstunde verschlafen lassen.

Hastig zog ich die Klingel — ruhig trat der Kellner ein. „Warum,“ donnerte ich ihm entgegen, „warum haben Sie fauler Mensch mich die Abfahrt der Post verschlafen lassen?“ „Das ist nicht meine Schuld“ entgegnete er fest, ich habe zur rechten Zeit wohl eine Viertelstunde lang an Ihre Thüre geklopft, Sie hatten dieselbe aber, wie es schien, absichtlich verschlossen, und so glaubte ich, es gefiele Ihnen vielleicht so gut bei uns daß Sie noch einen Tag länger bleiben und Ihre Gesundheit pflegen wollten.

Ich armer Geprellter stand da, wie ein Schulknabe und mußte noch dazu dem Boshaften Recht geben.

So rächte sich der Wirth in — ja Kempten, glaube ich, hieß der Ort — gegen einen kranken Reisenden, der nicht table d'hôte bei ihm gespeißt und blos gesundes Wasser getrunken hatte.

Doch ist ihm seine Rache nicht vollständig geglückt. Ich verlor zwar das bereits gezahlte Postgeld, hatte

aber dafür das unschätzbare Glück noch an demselben Morgen mit dem Kutscher Xaver weiter fahren zu können und unter meinen Reisegefährten ein Mädchen kennen zu lernen, deren auffallende Schönheit mich so entzückte, daß .... daß ...

Ich bin in diesem Augenblick der glücklichste Mensch unter der Sonne, Johanne ist meine geliebte Braut und der Schöpfer dieses unseres süßen Glücks ist — die Malice des Wirths in — ja Kempten glaube ich, heißt der Ort.

Schinkenliebe.

Ein schlechter Witz.

Vor nicht gar langer Zeit lebte in der ehrwürdigen Stadte Schmalcalden außer den leiblichen 5000 Einwohnern, auch ein Herr J. aus Bamberg, dessen schöner Beruf es war, dort die Bierbrauerei einzuführen. Er war ein durchaus jovialer Mann und in allen Gesellschaften seiner Gemüthlichkeit wegen wohl gelitten. Man hätte ihn einen Menschen ohne alle Leidenschaft nennen können, wenn er nicht eine so auffallende Vorliebe für — Schinken gehabt hätte; eine Vorliebe die in der That manchmal an das krankhafte streifte. Zum Frühstück, zum Mittagsessen, zum Abendbrod aß er — Schinken, und würde mit einem: diem perdidi! in's Bett gestiegen sein, wenn er zum Vieruhr-Brod, oder auf dem Felsenkeller etwas anderes gegessen hätte, als eben — Schinken. Ja, er wußte sogar in den vielen Familien, bei denen er seiner drolligen Einfälle wegen ein gern gesehener Gast war, das Gespräch immer so geschickt auf sein Lieblingsgericht zu lenken, daß diese es nur sehr selten unterließen, ihm dasselbe vorzusetzen. Wollten diese aber vielleicht seine ziemlich deutliche Winke

aus irgend einem Grunde einmal nicht verstehen, so suchte er nicht selten das mit List zu verschaffen, was ihm der gute Wille versagte, sei es nun daß er die Köchin auf seine Seite brachte, oder daß er sich bei unbewachten Augenblicken selber in die Speisekammer schlich. Im letztern Falle blieb es aber nicht bei einer bloßen Portion, sondern es mußte in der Regel der ganze Schinken mitwandern. Klagte dann vielleicht eine sparsame Hausfrau bei ihrem Gemahle über solch einen „unpassenden Scherz,“ so mußte sie noch oben drein von ihm die Antwort hören: „es geschieht Dir schon recht, warum verwahrst Du deine Schinken nicht besser?“

Vier oder fünfmal etwa mochten solche Räubereien vorgekommen sein, als man den losen Bierbrauer — Anfangs scherzweise, dann aber ganz ungenirt — mit dem Titel: „Schinkendieb“ beehrte. J. lachte darüber und revanchirte sich mit der Warnung: nennt mich doch, wir ihr wollt, nur nehmt Euren Schinken in Acht, denn nunmehr werde ich erst recht kein Mittel unversucht lassen, Eure Speisekammern zu plündern! Ich muß meinem Namen doch Ehre machen!“

„O ho!“ lachte bei einer solchen Gelegenheit eines Morgens der Kaufmann Reich, in dessen berühmter Weinstube so eben ein lustiger Männerkreis sein Früh-Schöppchen trank, „o ho! meine Schinken sollst Du schon ungeantastet lassen und ich kann Dir versichern, daß

ich erst ganz kürzlich von Waltershausen herüber eine tüchtige Ladung erhalten habe, speckig und zart, trotz dem Westphälischen!"

„Nun, nun," replicirte J. thu nur nicht so sicher. Du wirst doch deine Schinken eben auch nur unter Schloß und Riegel haben und wenn ich will . . ."

— „Was gilt's?" fiel ihm der Wirth etwas gereizt in das Wort, weil er sah, daß die übrigen Gäste, über die Sicherheit, mit welcher J. sprach, zu lachen anfingen, „was gilt's, du kriegst von mir keinen Schinken, außer gegen Zahlung?" „Was es gilt?" antwortete J. trocken, „nun, — einen Schinken!

Ein schallendes Gelächter folgte dieser Antwort. „Topp!" rief der Gastgeber, indem er seinem Gegner lachend die Hand hinhielt, denn der ewige Schinkenrefrain machte auch ihn wieder guter Laune, „Topp! wir wetten also um einen Schinken, daß du mir keinen Schinken schießen wirst?"

„So ist's!" lautete die Antwort, „und zwar um einen Schinken von wenigstens 15 Pfund." Die Zeit wurde festgesetzt, bis zu welcher die Wette als entschieden angenommen werden sollte, und die Gesellschaft ging lachend auseinander. — „der Schinkendieb gewinnt," sagte der Eine, „denn er ist ein wahrer Hexenmeister bei dergleichen; mir hat er einen sechspfündigen aus dem Schornstein geholt." — „Der Schinkendieb ver-

liert," meinte der Andere, „denn ich habe gesehen wie der Gastgeber alsbald den Schlüssel zu der Speisekammer zu sich gesteckt und der Kellnerin erklärt hat, daß in den ersten drei Wochen nur er selbst hineingehen und die etwaigen Bedürfnisse holen wolle." — „Wir werden sehen!" — „Ja, ja!" — „Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Der Schinkendieb besuchte in der Zwischenfrist die Reich'sche Weinstube zur Verwunderung der Stammgäste auffallend selten, und der Gastgeber unterließ dann niemals, selbstvergnügt auf seine Hosentasche zu schlagen und mit dem Speisekammerschlüssel zu klimpern, ja ihm wohl gar denselben höhnend unter die weingeröthete Nase zu halten. Zu allen dem lachte der Schinkendieb, ließ sich eine Portion von seinem Lieblingsgericht auftischen und antwortete, wenn es ihm der Wirth etwas gar zu bunt machte, höchstens: „man muß nicht eher Hering rufen, bis man ihn am Schwanz hat!"

Inzwischen war der Termin, wo sich die Wette entscheiden mußte, immer näher gerückt und der Schinkendieb schien immer noch keine Anstalten getroffen zu haben um seinen gefährdeten Ruhm zu retten, da erklärte er endlich, daß bei den vom Herrn Reich angewandten Vorsichtsmaßregeln keine Hoffnung für ihn sei, die Wette zu gewinnen, und daß er morgen Abend den verlorenen Schinken mitbringen werde.

Wirklich legte er auch am andern Abend eine stattliche Schinkenkeule, die etwa das bedungene Gewicht haben mochte, auf den Tisch und lud sämmtliche Gäste zum Mitgenuß ein. Die Offerte wurde freundlich aufnommen und bald war der aufgetragene unter manchen Witzworten bis auf ein kleines Restchen verzehrt. Da hub der Schinkendieb eine Pause benutzend, in welcher man die Messer und Zähne ganz besonders in Thätigkeit setzte, etwa folgendermaßen an: „Es freut mich, meine Herren, daß Ihr mit mir gleichen Geschmack habt, und daß euch der Waltershäuser so mundet. Gewiß ist es aber für Euch von Interesse zu erfahren, woher ich den zarten Schinken eigentlich habe . . ."

Alle Gesichter wurden blaß. Jeder dachte an seine Schinken zu Hause und vermeinte, heute ein unfreiwilliges Traktement gegeben zu haben.

„Aengstiget Euch nicht umsonst," fuhr der Schinkendieb in ruhigem Tone fort, „der Schinken, den wie so eben verzehrten, ist von Niemanden anders als" — hier stand er auf, machte eine kleine Pause und weidete sich an den neugierig laurenden Gesichtern der Umstehenden — „vom Herrn — Reich, unserem Gastgeber!"

Herr Reich war einer Ohnmacht nahe. Mechanisch langte er nach seinem Speisekammerschlüssel in der Hosentasche und wußte nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte, als er diesen noch richtig vorfand.

„Ich bin dir eine Erklärung schuldig," nahm der Schinkendieb wieder das Wort, „und wenn du dich hinüber in die Speisekammer bemühen willst, wirst du dich bald überzeugen, daß auf der linken Seite, da wo vorgestern noch der siebente Schinken hing, jetzt ein leerer Platz ist. — Lange vorher, ehe ich mit dir die Wette einging, ließ ich mir einmal von deiner Kellnerin eine Portion Schinken geben und merkte mir genau wohin sie den Schlüssel hing. An demselben Abend hattest du gerade frisches, weiches Brod, und du wundertest dich noch, daß ich mir damals ganz gegen meine Gewohnheit so große Stücke davon abschnitt. Das kam aber daher, weil ich diese unter dem Tische heimlich zu einem Teich zusammenknetete, und den Schlüssel, welchen ich in einem unbelauschten Moment wegpraktizirt hatte, darin abdrückte. Vorgestern Abend nun ließ ich dich kurz vor meinem Heimgehen unter irgend einen Vorwand hinüber in die Apotheke rufen, du gingst weil du ja den Schlüssel in der Tasche hattest, ganz ohne allen Verdacht hin — die Kellnerin wurde nach einer Bouteille frischen Wassers geschickt, und diesen Augenblick benutzte ich, mich in die Speisekammer zu schleichen und Nro. 7 herunterzulangen. — Hier ist der nachgemachte Schlüssel!"

War man während des Essens fröhlich und guter Dinge gewesen, so erhob sich jetzt ein wahrhaft tolles

Gelächter, welches in der ersten halben Stunde gar kein Ende nehmen zu wollen schien. — Die Sache hatte ihre vollkommene Richtigkeit!

Acht Tage später saß dieselbe Gesellschaft wieder in der Reich'schen Weinstube und verzehrte unter gleichem Gelächter den — gewonnenen Schinken.

Eine Heirath ist dabei nicht vorgekommen

Geschäfte, welches in der ersten halben Stunde gar kein Ende nehmen zu wollen schien. — Die Sache hatte ihre vollkommene Richtigkeit!

Acht Tage später saß dieselbe Gesellschaft wieder in der Reich'schen Weinstube und verzehrte unter gleichem Gelächter den — genannten Schinken.

Eine Heirath ist dabei nicht vorgekommen.

Drei Tage aus meinem Leben.

Erster Tag.

Wahrheit, schreckliche Wahrheit!
Ich.

Es klopfte. — — — —

Auf mein einigermaßen barsches: Herein! schwebte eine lange, hagere Gestalt auf mich zu, in der ich bald meinen würdigen Schneidermeister erkannte. „Sie verzeihen," hub er an, „daß ich zu Sie komme und Ihnen mit einer kleinen Note inkommodire. Wollen Sie dieselbe gefälligst einmal ansehen?" Der Mann war ein wahrer Taschenspieler; ich hatte die unangenehme Note in der Hand, ohne sie angenommen zu haben. „Bitte, bitte," erwiderte ich eben so höflich, „ich zweifle durchaus nicht, daß Sie Alles notirt haben werden, indeß heute — bemühen Sie sich gefälligst morgen wieder zu mir!" „Hm, hm!" gegenredete der Beharrliche, „es wäre mir in der That sehr lieb, wenn Sie mir berücksichtigen wollten, ..." Um den Mann nicht zu beleidigen, warf ich einen vornehmen Blick auf die gemeine

Note und erklärte, daß ich seine Forderung nicht nur für gerecht, sondern, was mehr sei, sogar für richtig halte. „Ja," fügte ich mit nachdrücklicher Stimme hinzu, „ja, würdiger Mann, ich überzeuge mich immer mehr, daß ich ihnen wirklich 7 Thlr. 7 Gr. schulde, indeß . . . . allein . . . . mit einem Worte: es gibt's nicht her!"

„Herr! . . . .," schrie er verzweiflungsvoll, „also doch! Sie bringen mir wirklich in Verlegenheit, morgen ist Johannis — der hohe Miethzins — ich hatte so bestimmt darauf gerechnet. . . ." „Morgen Johannis?" knirschte ich, „das ist auffallend fatal. Johannis ist der schönste Tag im Jahre, wenn man keine Miethe zu zahlen hat; ich versichere Sie aber auf meine Ehre, daß ich noch um ein halbes Jahr im Rückstand bin. Wie? Sie glauben mir nicht, und ich gab Ihnen mein Ehrenwort? Wollen Sie sich selbst zu meiner Wirthin bemühen?"

„Ich glaube Ihnen auch ohne Ihre Wirthin und Ehrenwort," hub er minder höflich wie früher an, „muß Ihnen aber ersuchen, mir unvermeidlich mein kleines Guthaben morgen zu überschicken, weil ich mir sonst genöthigt sehen würde . . . . . Sie verstehen mir schon." Der Unartige entfernte sich, mit ihm aber auch für heute mein ganzer Humor.

Es klopfte, und herein trat ein kleiner schmutziger

Bursche. „'ne Empfehlung vom Herrn Buchhändler A.," sprach er, mir ein kleines Paquet überreichend — und verschwand. Ah! dachte ich, warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf den Enteilenden und erbrach es. „Ich habe," hieß es in einem beiliegenden Schreiben, „Ihr Manuscript mit vielem Vergnügen gelesen, bedaure aber herzlich von Ihrem gütigen Verlagsanerbieten keinen Gebrauch machen zu können, inmaßen die letzte Messe so unglücklich für mich ausgefallen ist, daß ich vor der Hand an kein neues Unternehmen denken kann. Auch enthalten — deuten Sie diese offene Erklärung einem erfahrenen Geschäftsmanne nicht übel — Ihre vortrefflichen Novellen so viel Wahres, daß sie dem Geschmack unseres Publikums nur theilweise entsprechen dürften. Ich empfehle Ihnen den Weltschmerz und bin mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w."

„Was ist Weltschmerz gegen Geldschmerz?" rief ich weinend, „was nützt mir die vorzügliche Hochachtung, wenn ich Schulden habe? was mir eine vortreffliche Novelle, wenn morgen Johannis ist?"

Es klopfte.

Ich erschrack; denn ich erkannte an dem grauen Rock des Eingetretenen, an seinem mächtigen Bambusstock und seiner Höflichkeit, das er zu den Dienern der Gerechtigkeit gehörte.

„Um Gott!" rief ich, „was wollen Sie? So viel ich weiß, ist ja erst morgen Johannis!" „Kann sein," antwortete er lächelnd, „ich habe Sie aber zu ersuchen, übermorgen und zwar um zehn Uhr auf das Criminalamt zu kommen."

„Auf das Criminalamt?" kreischte ich. „Mein Herr, Sie müssen sich irren; ich kann mich jetzt ganz deutlich erinnern, daß ich noch nie Jemand ermordet habe, und wenn ich in dem ersten Augenblick erschrack, so war es, weil. . . ."

Der Graurock ging, ohne das Ende meiner Entschuldigung abzuwarten.

Zweiter Tag.

Wahrheit und Dichtung.
Göthe.

Ich ging auf das Criminalamt.

„Sie haben sich," redete mich der Actuar nach dem Geständnisse, daß ich reformirten Glaubens sei, an, „einer Corporation unserer Bürgerschaft in einer witzig sein sollenden Schrift die Süßigkeit eines guten Namens zu rauben bemüht, und sind deshalb vorgeladen Ihre Vertheidigung abzugeben.

Mit einem Ernste wie ihn der Gegenstand der Vorladung verlangte, antwortete ich: „Ich ahne was sie wollen, geehrtester Herr Actuar, und versichere Sie auf

mein Schriftstellerwort, daß Alles, was ich über die quästionirte Corporation geschrieben, durchaus nur ein harmloser Scherz war."

„Diese Erklärung," unterbrach er mich, „dürfte bei dem obwaltenden Sachverhältniß nur wenig Glauben verdienen, zumal . . . .'

„Aber," wandte ich bescheiden ein, „wie kommt es denn, daß Sie dieser meiner ernsten Versicherung keinen Glauben schenken wollen, während Sie doch jenen scherzhaften Aufsätzen zu glauben scheinen?"

„Mit Sophismen," gegenredete er, „kommen Sie hier nicht durch, und ich rathe Ihnen freundschaftlich, wollen Sie sich nicht der Gefahr aussetzen, circa drei Monate Gefängnißstrafe zu erleiden, einen Anwalt anzunehmen und Ihre Sache vertheidigen zu lassen."

Ich ging.

„Du Unschuldiger, sollst dir einen Advokaten nehmen," monologisirte ich treppabwärts, „du, der du nicht einmal deinen Wirth und den braven Schneider befriedigen kannst?" — Ich glaube, ich weinte.

Verzweiflung im Blick komme ich auf den Markt. Mein Blick fällt auf die alte Wage. Gott im Himmel, was fiel mir bei? — Heute! in diesem Augenblick ist Ziehung der Landes-Lotterie! — Gewiß, ganz gewiß ich werde gewinnen!

Ich fliege die Treppe hinan, stürze in das Zimmer,

und — ewige Gerechtigkeit! was höre ich? Eine neue Nummer ist so eben gezogen. „Sieben hat 50,000 Thaler gewonnen!“ ruft man mir von allen Seiten zu. „Sieben 50,000 Thaler!“ —

Ich schreie laut auf, küsse vor Freude zwei polnische Juden, embrassire einen Freund, den ich eben erst sehe und stürze trunken vor Lust mit diesem in das nahe liegende Hôtel. „Champagner!“ rufe ich, „Champagner, ich habe 50,000 Thaler gewonnen. Mensch, Kellner, können Sie es fassen? — 50,000 Thaler!!!“

Der Kellner lächelt und bringt das Gewünschte.

Wir zechten recht wacker, so wacker, daß ich nicht einmal weiß, ob ich betrunken war.

Bei der siebenten Flasche etwa trat ein Mann mit einem dünnen Stimmchen in das Zimmer. Ich erkannte in ihm einen Lotterie-Collecteur — „Mann“ rufe ich ihm entgegen, „Mann, Sie haben ein würdiges Geschäft, darum trinken Sie mit mir, denn ich habe 50,000 Thaler gewonnen!“ „Sie auch?“ fragt er verwundert, „nun so lassen sie uns fröhlich sein, denn auch in meiner Collecte ist auf Nro. 7 ein Gewinn von 50,000 Thaler gefallen!“ —

„Auf welche Nummer?“ fragte ich zitternd. — „Auf Nro. 7!“ antwortete er vergnügt, seine Brieftasche ziehend.

Ich stand da wie vernichtet. Mit einer teuflischen

Klarheit stand das ganze Mißverständniß vor meiner Seele. Tief ergriffen und beschämt schleiche ich aus dem Zimmer, es meinem Freunde überlassend die getrunkenen sieben Flaschen zu zahlen.

Als ich Abends trostlos und verzweifelnd vor meine Wohnung komme, finde ich die Thüre verschlossen. Ich poche. „Wer ist da?" ruft die Stimme meines Wirthes. — „Ich bin es, Herr R." — „Was wollen Sie?" — „Was ich will?" gegenfrage ich verwundert, „in's Haus — in mein Zimmer!" „Herr" antwortete er, „Sie sind ausgezogen!" und will das Fenster zuschließen. „Mann" ruf' ich in Verzweiflung, „jedenfalls verwechseln Sie meine Person. Ich bin ja Ihr Miethsmann!" — „Ich verwechsele Niemand," spöttelt er, „Sie sind Herr Sieben!" und damit schließt er das Fenster.

Ein mitleidiger Freund nahm mich für diese Nacht auf.

Dritter Tag.

Wollte Gott!
Im Gebet.

Ich lebte längere Zeit incognito. Eines Tages aber, als ich eine hohe Resolution erhielt, nach welcher die angedrohte viermonatliche Gefängnißstrafe fast ganz aufgehoben war, begab ich mich in ein Caffee-Haus.

Mein Lotterieabentheuer war inzwischen Stadtgespräch geworden, und so kam es denn, daß mich ein in meiner Nähe sitzender Herr, der meinen Namen nennen hörte, um die näheren Details befragte. Nur ungern erzählte ich es ihm.

„In der That," sagte er endlich, „die ganze Affaire ist so komisch, daß sie Stoff zu einem recht netten Roman abgäbe."

„Sie mögen recht haben," antwortete ich bitter lächelnd, „aber auf welche Art soll ich denn, da sich ein komischer Roman doch immer glücklich enden muß, meinen hartbedrängten Helden aus seinen finanziellen Verlegenheiten retten?"

„Nichts leichter als dies," tröstete er. „Ich bin Buchhändler, und nicht abgeneigt Ihre Arbeit in Verlag zu nehmen. Morgen früh erhalten Sie ein anständiges Honorar, und da Sie Autor und Held in einer Person sind, so ist Ihnen allen Beiden geholfen."

Er hielt Wort. Mein Wirth ist befriedigt, der Champagner bezahlt und meinem Schneider habe ich nicht einmal die sieben Groschen über die runde Summe abgezogen.

Ja, ich denke sogar an's Heirathen!

Der Fluch der Schuld.

Nach dem Französischen.

Eine graue kalte Novembernacht hing über dem Himmel der Bretagne. Brest lag in tiefem Schweigen, nur das Krachen der gewaltigen Seile, an denen die Schiffe im Hafen befestigt stöhnte durch die trübe Stille; in gleichmäßigen Pausen schlug die Meeresfluth an die verödeten Magazine, und der langsame Tritt der Schildwachen hallte grauenvoll durch das Schweigen.

Eine Strecke landeinwärts auf dem linken Ufer, trat ein einzeln stehendes Gebäude aus den dunkeln Wasser der Bagno. Aus einem der Säle schimmerte ein minderhelles Licht, hier lagen die kranken Galeerensklaven. An einem Fenster stand ein junger Mann in der Uniform der Marine-Chirurgen, die Stirn gegen die eiserne Gitter gestützt und in düsteres Sinnen versunken. Lange blieb er in der Stellung, die Augen auf ein zerknittertes Papier geheftet, als ob dort die Lösung seiner träumerischen Räthselfragen stände; endlich las er mit leiser Stimme:

„— — Was ist das Leben ohne Glück, und wo ist Glück ohne Reichthum? Der Reichthum ist Allein-

zweck, die Mittel zu demselben sind nur schlecht, wenn sie nicht zum Ziele führen. Werde reich, sinne nur auf Schätze, und eile! Bebe nicht vor der Gemeinheit, und werde reich! Ein langes glückliches Leben wird die Schmach des einen Tages auslöschen. Begehe ein Verbrechen, und werde reich! Das Verbrechen verschwindet, wenn Du es nicht rechtfertigst; das Gewissen, wenn es eins gibt, kann es bitterer quälen als der Mangel? Woher stammen jene schlaflosen Nächte mit ihren brennenden Qualen, vom ungesättigten Verlangen oder der Reue? Der innere Vorwurf erwacht vielleicht nimmer, aber die Dürftigkeit klammert sich an unser Thun, Denken und Hoffen, und zieht uns in den Abgrund. Es ist vernünftig Alles zu thun, um nicht mehr arm zu sein.

„Der Arme hat nie gelebt: leben heißt, im Besitz seines Daseins sein, der Arme ist es nicht. Worin besteht seine Freiheit, wenn nicht darin, Hungers zu sterben. Ich bin siebenundzwanzig Jahr, liebe das Vergnügen, das Landleben, die Frauen, und werde mein Leben bei Sterbenden dumpf vertrauern, im engen Kerker des Spitals oder schmutzigen Schiffsraume, unter Klagen und Gotteslästerungen! Wozu dieses Sein? Womit hab' ich es verdient? — und muß es dennoch ertragen! Und wollte ich es selbst durch das umgestalten, was die Menschen ein Verbrechen nennen, wo die Ge=

legenheit? Die nützlichen Verbrechen sind selten; nur die Gunst des Himmels legt ihre Möglichkeit in unsre Hand, und drei Viertheile der Menschen halten nur deshalb am Rechten, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, Schelme zu werden."

Bei diesem Satze hielt der junge Mann inne, als wollte er dessen Tiefe und Haltbarkeit prüfen. Er schlug, wie bekräftigend, auf das Papier, dann stützte er seinen Kopf auf die Hand, und versank von Neuem in ein ernstes Nachdenken.

In seinem Innern kämpften Kummer über die Ohnmacht des Armen, selbst zum Bösesthun, und empörte Verblendung, die von Gott Rechenschaft forderte, weil er das Verbrechen mit einer Mauer umgeben. Doch leuchtete aus Allem mehr seltsame Ideeverwirrung als abgeschlossene Verderbtheit. Sein böses Wollen entsprang nicht aus Lastern, sondern aus unbegrenztem Durst nach Glück und Ehre.

Eduard Launay gehörte zu den Menschen, die eine Stellung in der Welt nicht annehmen, sondern wählen wollen; statt das Glück zu erringen, neidete er es in träumerischer Unthätigkeit an Andern. Aus dem Mittelstande entsproßen, mußte er sich entweder mit dem Gedanken versöhnen, arm zu bleiben, oder arbeiten, um es nicht mehr zu sein; doch that er weder das eine noch das Andere, sondern verbitterte sich gegen die Ver-

schiedenheit der geselligen Verhältnisse, die er doch, hätte er auf ihrer Höhe gestanden, gern beibehalten. Mit diesem Neid in der Brust, sah er Alles in falschem Lichte, und sein besseres Selbst ging in verächtlichen und nagenden Sophismen unter. Der Durst nach Genuß zehrte an seinem Mark, ihm hatte er Alles geopfert, selbst sein Pflichtgefühl. Er schätzte alle Mittel nur nach dem Erfolg, nicht nach ihrer Verworfenheit. Noch war sein Wille schwankend und nicht ohne innern Kampf; vielleicht hätte ein sanfteres Gefühl die sterbende Tugend in ihm noch erwecken können. Seine Seele glich einem Schiff, das auf den Windstoß harrt, um seine Segel zu entfalten, gleichbereit, die Spiegelfläche der hohen See zu gewinnen, oder auf klippenvolle Strudel zu steuern.

Lange Zeit hatte sich Launay diesen Betrachtungen überlassen, als ihm gemeldet wurde, daß Numero Sieben todt sei. Der junge Chirurg verließ das Fenster ungern, und schritt durch die doppelte Bettenreihe auf die angezeigte Zahl; denn in einem Spital hat der Kranke keinen Namen, man kennt und versorgt nur das Bett; der darin befindliche Mensch ist nur eine vorübergehende Zufälligkeit, die sich mit dem Wechsel des Ueberzugs endigt. Bei Numero Sieben angekommen, hob Launay die Decke auf, die man nach dem Gebrauch über das Gesicht des Todten gebreitet, und betrachtet

ihn aufmerksam. Seine frühern Betrachtungen waren augenscheinlich einem gewissen wissenschaftlichen Instinkt gewichen, der in dem Arzte bei dem Anschauen des Leichnams wach geworden.

Er glitt leise mit der Hand über die Vorsprünge der Hirnschaale, studirte einen Augenblick in den Gesichtsmuskeln, und befahl sodann wie um die letzten Zweifel zu vernichten, den Körper in den Sectionssaal zu schaffen.

Der Todte mußte für einen Schüler Gall's oder Lavaters, ein würdiger Gegenstand des Studiums sein. Peter Cranou, wegen Raubmords zu lebenslänglicher Haft verdammt, hatte zwanzig Jahre im Bagno zugebracht, stets mit der Idee zur Flucht beschäftigt. Seine Entweichungsversuche waren bisweilen glücklich gewesen, hatten ihn jedoch nicht lange den Nachforschungen verbergen können, und so war er sechszigmal unter den Stock des Profoßes zurückgekehrt. Diese grausamen Besserungsmittel hatten ihn endlich krank und hinfällig gemacht, ohne ihn jedoch von seinem Lieblingsgedanken abzubringen, ja es schien, als ob sein Verlangen nach Freiheit mit der Unmöglichkeit derselben nur größer werde: die Idee zu entrinnen hatte sich bei ihm gleich einem unheilbaren Wahnsinn festgesetzt. Man mußte zu den äußersten Mitteln schreiten: der Galeerensklave ward an die Ruderbank angeschmiedet, und ein Gewicht

von dreißig Pfunden hielt seinen Körper gebeugt. Jetzt schien jede Hoffnung zur Flucht verschwunden, da verfiel er in eine schwere Krankheit, und mußte ins Hospital gebracht werden, wo er sich seit ungefähr acht Tagen befand.

Der Wärter warf den Todten auf eine Bahre und schleppte ihn in den Sectionssaal.

Dieses Gemach gewährte im Bagno einen noch viel scheußlicheren Anblick, als man es von ähnlichen Orten gewohnt ist. Hier und da lagen von den Ratten halb abgenagte menschliche Glieder; in Fäulniß übergegangene Fleischstücken hingen auf dem Marmortisch, und der Fuß glitt über von grünlichem Blute befeuchtete Bohlen. Im Hintergrunde schwankte ein nahe beim offnen Fenster aufgehängtes Skelett im Abendwinde, dessen Knochen mit seltsamem Klange zusammenklappten. Wie sehr auch Launay an diese schauerliche Umgebung gewöhnt war, durchfieberte ihn doch in dieser ungewohnten Stunde, bei der feuchten Kälte des Saals und der phantastischen Ungewißheit, welche die Nacht über Alles breitet, ein leises Frösteln. Eilig legte er seine Instrumente zurecht, näherte sich dem Tisch, und enthüllte den Leichnam des Galeerensklaven. Er war gänzlich nackend, das abgemagerte, versunkene Gesicht schien einem Greise anzugehören, hätte nicht die merkbare Anspannung der Muskeln und das hier und da wohlerhaltene Fleisch Spu-

ren einer lebenskräftigeren Mannheit gegeben. Die durch die Züchtigungen des Sklavenvogtes mit Narben bedeckten Glieder warer durchgängig so verkrüppelt und geschwollen, daß sie Trümmern verschiedener, übel zusammengesetzter Körperstücke glichen. Noch umschloß die eiserne Klammer den linken Fuß und linken Arm, in welchen sie tiefgeröthete Spuren hinterlassen. Launay betrachtete einen Augenblick die Ueberreste dieses Menschen, die so viel gelitten, um die Kette zu brechen, deren Ende noch an seinem Leichnam hing, dann rückte er die Lampe näher und ergriff das Messer. In dem Augenblick, als er den Arm des Todten faßte, glaubte er leisen Widerstand zu empfinden. Voll Staunen und fast erschreckt beugte er sich über den Körper und näherte den Kopf der Lampe, die Augenbraunen bewegten sich fast unmerklich. Er brachte die Lampe noch näher: die Augen öffneten sich völlig, während Launay, von Furcht ergriffen zurücktrat. Da richtete sich der Leichnam langsam empor und blickte voll Unruhe um sich. Der junge Arzt, stumm und unbeweglich, sah hierauf Peter Cranou leise zur Erde gleiten und sich nach dem Kreuzgange bewegen. Dies war ein Lichtstrahl in seine Zweifel. Mehr als einmal schon hatten Galeerensklaven durch einen verstellten Tod zu entrinnen gesucht. Von seinem ersten Schreck zurückgekommen, sprang er auf Cranou los, und umfaßte ihn in dem Augen-

blicke, wo er durchs Fenster entspringen wollte. Der Galeerensklave versuchte sich loszuringen, und so entspann sich ein hitziger Kampf zwischen ihnen, der durch den Fall Cranou's endete, welcher, nackt und geschwächt, nur kurze Zeit zu widerstehen vermochte.

— Du bist der Schwächere, sagte der Chirurg, indem er ihn mit dem Knie am Boden hielt, nicht ohne meinen Willen wirst Du Dich retten.

Cranou machte noch einige vergebliche Anstrengungen, ehe er jeden Widerstand aufgab.

— Lassen Sie mich fliehen, im Namen des Himmels: mein Herr Launay, sprach er mit flehender Stimme; was schadet Ihnen meine Flucht? Sie sind nicht verbunden, mich zu bewahren.

— Ich bin es während Deiner Krankheit. Was würde man von einem Arzte sagen, der seine Todten entlaufen ließe?

— Man wird es nicht erfahren, und außerdem kann man Sie nicht strafen. O, ich beschwöre Sie, Herr Launay, liebster Herr Launay, hindern Sie meine Rettung nicht, lassen Sie mich entrinnen. Und wenn mir nur ein Schritt vor die Pforte vergönnt wäre! — ich würde doch eine Minute frei sein, die freie Luft außer dem Bagno einathmen. Denn seit meiner letzten Flucht läßt man mich nicht mehr hinaus, Sie wissen es wohl, mein guter Herr Launay. O, ich beschwöre Sie.

— Es ist unmöglich.

Der Unglückliche machte einen neuen Versuch, sich loszuwinden, doch der Chirurg hielt ihn mit eiserner Hand.

— Du wirst Dich nicht von der Stelle rühren, ohne meine Erlaubniß; man soll nicht sagen, daß Du mich verhöhnt.

— Ich will frei sein, ich muß frei sein, schrie Cranou. O, mein Gott! so lange vergebens gelitten zu haben! nachdem ich zwei Monate den Rettungsgedanken in tiefster Brust verschlossen, nachdem ich drei Tage keine Speise berührt, um krank zu werden, und ins Hospital zu kommen! So glücklich hatte ich mich todt gestellt, ihr Alle waret betrogen! Und das Alles um Nichts, um Nichts! Am Ziele stehn und es verfehlen! O, es ist zu viel, zu viel!

Wüthend stieß Cranou den Kopf gegen die Bohlen des Saales: Launay rührte seine Verzweiflung.

— Und warum verlangst Du so lebhaft nach Freiheit?

— Warum? O, Sie sind nie eingekerkert gewesen! Ich will frei sein, weil ich hier nicht länger leben kann. Zurückkehren will ich in mein Vaterland, mich noch einmal an der Sonne von Marseille wärmen, ehe ich sterbe. — O, bedenken Sie! zwanzig lange Jahre habe ich das Grün des Oelbaums nicht gesehen!

— Aber Du bist zu schwach und hinfällig, um Dein

ehemaliges Geschäft wieder zu beginnen; Du würdest Hungers sterben, wenn Du frei wärest.

Cranou's Gesicht verzerrte sich zu einem empörenden selbstgefälligen Lächeln.

— Ich bin reicher als Ihr alle.

— Du, reich?

— Gewiß!

— Dann bist Du sehr glücklich.

— Obgleich diese Worte mit Ironie gesprochen, lag sicher in ihrer Betonung Etwas, welches der Galeerensklave verstand.

— Hören Sie mich — rief er mit leiser Stimme — wollen Sie reich werden? Ich habe genug für Zwei.

— Du hältst mich für sehr thöricht, Cranou.

— Ich versichere Sie, daß ich Ihr Glück machen kann.

— Vielleicht einen Raub mit Dir begehen, nicht wahr?

— Nein, nur Schätze empfangen. Helfen Sie mir zur Flucht, und ich theile.

— Behalte Dein Mährchen für einen Andern, erwiederte der junge Arzt, in welchem sich die Schaam regte, den Lügen eines Galeerensklaven zuzuhören; komm in den Saal zurück und laß uns endigen.

— Bei diesen Worten richtete sich Launay empor, ohne jedoch die Hände von Cranou zu lassen.

— Sie glauben mir nicht? wiederholte dieser verzweif-

lungsvoll; bei meinem Haupte, Herr Launay, ich rede die Wahrheit: doch wie vermag ich Sie zu überzeugen?

— Zeige mir Deinen Schatz.

— Ich habe ihn nicht hier; Sie wissen wohl, das dies unmöglich ist; aber lassen Sie mich entrinnen, und ich schwöre bei Gott, daß Sie Ihren Theil erhalten.

— Ich nehme ihn als empfangen an. Komm, Närrchen, laß dich wieder an die Kette schließen.

Cranou seufzte schmerzlich auf. Einen Augenblick lang schien er eine Beute des brennendsten Zweifels, dann richtete er sich plötzlich auf, und rief in einem Tone, von dessen erschütternder Wahrheit der Chirurg ergriffen wurde:

— Versprechen Sie, mich fliehen zu lassen, wenn ich beweise, daß ich nicht lüge?

— Wir werden sehen.

– Versprechen Sie es mir?

— Ich wage wenig dabei, es sei.

— Dann schwören Sie.

— Wohlan, ich schwöre.

— Hören Sie! — — auf dem Uferplatz von St. Michel, an der Nordseite des Felsens Irglas, habe ich in einem sechs Fuß tiefen Loche, vor zehn Jahren eine Geldkasse, mit viermalhunderttausend Francs in Banknoten vergraben.

— Und woher hattest Du dieselbe?

— Von einem Reisenden, den wir an derselben Stelle ermordet.

— Unglücklicher!

— Viermalhunderttausend Francs! wiederholte der Galeerensklave mit triumphirendem Tone, sicher genug, um Zwei reich zu machen. Wenn Sie wollen, gehört die Hälfte der Summe Ihnen.

Launay schüttelte den Kopf.

— Es ist nur eine Unwahrscheinlichkeit bei Deiner Erzählung, und diese ist, daß Du vor zehn Jahren schon im Bagno warst.

— Vor zehn Jahren war ich mit Martin entflohen Wir vollbrachten die That gemeinschaftlich auf dem Uferplatz, und verbargen die Geldkasse aus Furcht vor Verfolgung. Den andern Tag griff uns die Gendarmerie in Plestin auf. Martin ist seitdem im Bagno gestorben, und ich bin der Einzige, welcher von dem verborgenen Schatze Kenntniß hat.

Trotz Launay's Bemühungen, gleichgültig zu scheinen, horchte er den Worten des Galeerensklaven mit gieriger Aufmerksamkeit. Als dieser geendet, blieb er einige Zeit nachdenkend, wie um die Wahrscheinlichkeit des eben Gehörten zu prüfen, dann, aus seinem Sinnen plötzlich erwachend, und vor Cranou's erwartungsvoll auf ihm ruhendem Blicke erröthend, sprach er in erzwungenem leichtem Tone:

— Dein Roman ist gut erfunden, aber etwas verbraucht; man glaubt selbst in der komischen Oper nicht mehr an vergrabene Schätze. Sinne auf eine andere Geschichte.

Der Galeerensklave zitterte.

— Sie glauben mir nicht?

— Ich glaube daß Du ein abgefeimter Spitzbube bist, der seine Einbildungskraft gern auf Unkosten einfältiger Leute übt.

— Herr Launay, Herr Launay, o glauben Sie mir! Die Cassette befindet sich in einer Höhlung des Irglasfelsen; ich bin gewiß sie wieder zu finden.

— Ich erlasse Dir das.

— Herr Launay, Sie sollen zwei Drittheile haben; ich will Ihnen zwei Drittheile geben.

— Es ist genug. Schweige!

— Und alle Kostbarkeiten; denn auch Preziosen sind darin.

— Genug, sag' ich, kein Wort mehr, steh' auf!

Cranou stieß ein Geschrei der Verzweiflung aus, und warf sich zur Erde.

— Ich werde nicht wieder aufstehen; man mag mich von hier fortreißen; ich thue keinen Schritt. O, er will mir nicht glauben. Nur zehn Meilen zwischen dem Schatze und mir, zwischen dem Bagno und dem Glanz des Reichthums! Herr Launay, Herr Launay, Sie

werden einst bereuen! — O, er will mir nicht glauben! —

Der Galeerensklave warf sich mit dem Wahnsinn der Verzweiflung auf der Erde herum, während Launay unschlüssig und sinnend an den Boden gewurzelt stand. Cranou's Erzählung hatte in seiner Brust alle schlummernden bösen Gedanken aufgerüttelt. Sein Entschluß, den Worten des Verbrechers zu glauben, und dessen Vorschläge anzunehmen, stieß sich nur an die Furcht vor Täuschung und späterer Beschämung. Dies entschied endlich; doch um jede Versuchung auf der Stelle abzuschneiden, näherte er sich Cranou, ergriff ihn unter den Armen, und versuchte ihn allein in den Saal zurückzuschleppen. Doch, nachdem er das Vergebliche dieser Anstrengung eingesehen, beschloß er, Unterstützung herbeizuholen.

Er verschloß die doppelte Eisenthüre sorgfältig hinter sich, und lief in das Wachtzimmer, wo er zwei Wärter ihm zu folgen beorderte.

Als sie sich dem Sectionssaale näherten, geschah zu ihrer Seite ein Schuß, und fast im selben Augenblicke zeigte sich ein nackender, blutbedeckter Mensch am Ausgang des Hofes, der schwankend zusammenstürzte. Es war Cranou, der in dem Augenblicke seines Alleinseins durch das Fenster zu entrinnen versucht, und auf den die Schildwache Feuer gegeben.

Launay kam zeitig genug, ihn in seinen Armen aufzufangen; aber die Kugel hatte seine Brust durchbohrt, er war todt.

II.

Das Städchen Badenweiler liegt in einer Bergschlucht am Fuße des Schwarzwaldes, und seine Lage scheint den Dichter einzuladen, die Beschreibung eines irdischen Paradieses zu geben. Von Bergen und Wäldern eingerahmt, zieht sich das Thal oberhalb der Stadt gleich einem Sammtteppich hin, von wunderlieblichen Blumen besternt, welche die Heilquellen hervorlocken. Sein geringer Umfang selbst ist ein Reiz. Das Auge umfaßt mit einem Blicke allen Zauber, das Ohr vernimmt das Murmeln der Quellen, und Anmuth, Erhabenheit und Frische vereinigen sich, diesen in wilden Schluchten versteckten Erdenwinkel zu einem Eden umzuschaffen. Die überall verstreuten Reize der Natur scheinen in dem lieblichen Thale wunderbar vereinigt.

Die Römer schon hatten hier Bäder, deren verfallene Trümmer man noch jetzt dem Wanderer zeigt. In neuerer Zeit ist die Stadt ein Versammlungsort von Badegästen zweiten Ranges, die aus Sparsamkeit oder bürgerlicher Schüchternheit Baden's großartigere und glänzendere Gesellschaft scheuen. Man findet daselbst gemüthliche Schweizer an der Seite ihrer strickenden

Frauen, schweigsame Badner, und eine große Zahl Elsasser, die man leicht an ihrem Eifer erkennt, in Gegenwart Deutscher französisch, und vor Franzosen deutsch zu sprechen.

Im Augenblick, wo unsere Erzählung beginnt, waren die in „Stadt Karlsruhe" wohnenden Badegäste in einer Akazienallee bei dem Gasthause versammelt, wo Madame Perscof ihre Tochter vorstellte. Madame Perscof aus Mühlhausen, wo ihre Voreltern seit langen Jahren das Bürgermeisteramt verwaltet, wie sie in ihren Reden oft selbstgefällig wiederholte, war eine sorgsame Mutter im wahren Sinne des Worts. Ihre Handlungen und Gedanken schienen nur einen Zweck zu haben, den, das geliebte Töchterchen an den Mann zu bringen. Sie war noch jung bei dem Tode ihres Gemahls und hatte sich eine gewisse Stellung in der Gesellschaft zu erwerben gewußt. Diese benutzte sie, als ihre Töchter herangewachsen, um die drei ältesten vortheilhaft zu verheirathen. Als aber die Reihe an die Vierte kam, fanden sich unerwartete Schwierigkeiten. Ihr Haus war für die jungen heirathsfähigen Männer gleichsam zur Höhle des Löwen geworden, drei der Ihren hatten sich hineingewagt, und waren nicht wieder gekehrt; das schreckte die Uebrigen zurück. Madame Perscof mochte Bälle und Thee's nach Gefallen veranstalten, und vom Großvater Bürgermeister sprechen, so

viel sie wollte, die Zimmer blieben leer. Da endlich als ihr die Unmöglichkeit klar geworden, Clementine in Mühlhausen vortheilhaft unterzubringen, entschloß sie sich, ihr Glück anderswo zu versuchen. Sie führte die Tochter zu Badenweiler's Heilquellen, wo sie sich bereits seit drei Wochen befand.

Nachdem sie alle Badegäste bei ihrem Namen begrüßt, und sich ringsum nach dem Schnupfen oder den lieben Verwandten erkundigt, ließ sie die Tochter an ihrer Seite Platz nehmen, und das durch ihre Ankunft unterbrochene Gespräch kam von Neuem in Gang.

Ich finde in der That, sagte eine dicke Dame, die mit Mühe auf drei Stühlen Platz fand, das Miß Morpeth's Betragen sehr sonderbar ist. Ganz allein hieherzukommen mit einer Art Gouvernante, wie schickt sich das?

Das ist nicht so ungewöhnlich, als Sie glauben erwiederte eine andere, die für eine Kennerin England's galt, weil ihr Mann ein englisches Wochenblatt mithielt, Miß Morpeth ist eine Engländerin, und diese reisen immer allein oder mit ihren Geliebten, das ist Landessitte.

Welche Sittenlosigkeit! sprach Mad. Perscof.

Ganz gewiß! Und was ist dieser Herr Burns, welcher der schöneu Engländerin auf Schritt und Tritt folgt? Sie spricht, er sei ein Freund ihrer Familie;

aber ein Freund hat nicht jene tausend zarten Aufmerksamkeiten: er gleicht mehr einem Liebhaber.

Gleichwohl ist er nicht mehr jung.

Frauen von solchem Charakter suchen eben die Alten. Herr Burns ist ohne Zweifel reich?

Ei, wie abscheulich! rief Mad. Perscof; ich bin nur eine arme Wittwe, aber wenn ich eine Tochter hätte, wie diese Miß Morpeth — —

Bei alledem — unterbrach sie die Dame, welche das englische Wochenblatt las — bei alldem urtheilen Sie zu streng. England ist ein freies Land, es hat seine Habeas-Corpus-Acte, das wirkt Alles auf die Sitten; man muß den Landesbrauch im Auge behalten.

Sie braucht sich nicht nach dem Gebrauch zu richten, aber sie ist eine Kokette. Da ist der Herr Launay, ein charmanter Mann, der das Glück einer wohlerzogenen jungen Person machen könnte, — hat sie nicht schon versucht, ihm den Kopf zu verdrehen?

Still! sagte die dicke Dame, da kommt er selbst.

Wirklich zeigte sich Eduard Launay am Ende der Akazienallee. Er schritt langsam daher, grüßte die Gäste und setzte sich stumm auf eine einzeln stehende Bank. Madame Perscof hustete anfangs leise, dann drehte sie ihren Stuhl so nach dem jungen Mann, daß der leere Platz zwischen ihr und ihrer Tochter

sichtbar wurde; endlich entschloß sie sich zu einer direkten Einladung, welche Launay jedoch höflich ablehnte. Die alte Dame sprach, dadurch etwas piquirt:

Man muß Ihre Gegenwart unter uns jetzt als eine wahre Gunst betrachten; wenn ich nicht irre ist dies die Zeit Ihres gewöhnlichen Spaziergangs mit Miß Morpeth. Was hat diese angenehme Gewohnheit unterbrechen können.

Miß Morpeth hat mich gestern benachrichtigt, daß sie diesen Morgen nicht ausgehen würde.

So hat sie ihren Entschluß geändert, sprach die dicke Dame. Dort kommt sie selbst mit ihrem unzertrennlichen Gefährten, Herrn Burns.

Launay blickte rasch empor. Wirklich erschien die junge Engländerin im Thore des Gasthofs auf einem der mit hölzernen Sattel versehenen Maulthier, deren man sich zu Ausflügen in den Schwarzwald bedient. Bei Launay's Anblick erröthete sie merklich, sprang mit scheuer Lebhaftigkeit zur Erde, und eilte, ohne ihren Gefährten zu erwarten ins Haus. Erstaunt blickte Burns um sich, um Aufschluß für dies räthselhafte Betragen zu finden, als er jedoch wenige Schritte von sich den bleichen und unbeweglichen jungen Franzosen gewahrte, ward ihm alles klar; er schüttelte wie mißbilligend den Kopf, und wollte eben der Dame folgen, als ihn Launay beim Arme zurückhielt.

Herr sprach er mit sichtbarer Aufregung, ich verlange eine Erklärung von Ihnen.

Die Züge des Engländers hellten sich auf, er schien diese Wendung gewünscht zu haben.

— Ich stehe zu Diensten, mein Herr.

Sie gingen nach dem Park. In einer Entfernung von hundert Schritt kehrte sich Launay um, und als er sah daß ihnen Niemand folgte sprach er zu Burns:

Sie kennen sicher den Grund, der mich zu Ihnen führt?

— Ich glaube ihn zu kennen.

Weder meine Liebe zu Miß Morpeth, noch die Hoffnung, die mir aus ihrer gütigen Aufnahme geworden, kann Ihnen unbekannt sein. Zwar weiß ich nicht welche Rechte Sie auf ihr Vertrauen haben, gleichwohl werden Sie von ihr als rathender Freund betrachtet. Daher verlange ich von Ihnen Rechenschaft über ihr Betragen. Als ich sie befragt, schien sie bestürzt, in ihre für mich dunkle Antwort verwob sich Ihr Name, und ihre Thränen machten endlich meinen Fragen ein Ende. Entdecken Sie mir den Grund der in Miß Fanny seit Ihrer Ankunft vorgegangenen Veränderung, warum meidet sie mich; warum, nachdem sie mir mitgetheilt, daß sie diesen Morgen nicht ausgehen könne, hat sie diesen Entschluß zu Ihren Gunsten geändert?

Sie fragen viel auf einmal, antwortete Burns kalt. Was meinen Spazierritt mit Miß Morpeth anlangt so glaube ich, daß es genügte, mit ihr allein deshalb Rücksprache zu nehmen, und sie hatte mir gestern versprochen, mich nach Blaou zu begleiten.

So hat sie mich also getäuscht?

Sagen Sie lieber, daß sie ihre Weigerung durch eine unschuldige Lüge hat mildern wollen. Sie beklagen sich über ihre Zurückhaltung seit meiner Ankunft, doch würden Sie bei reiflicher Überlegung gefunden haben, daß man vor einer Wahl, die über unser Lebensglück entscheidet, mindestens wissen muß, was man zu fürchten und zu hoffen.

Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, mein Herr, antwortete Launay erröthend, doch bin ich zu allen Erklärungen über meine Stellung und Verhältnisse bereit.

— Ich höre.

— Ich bin aus der Bretagne und von anständiger Familie; mein Vater starb als Fregatten-Kapitain zu Brest. Vom fünfzehnten Jahre an diente ich als Chirurg bei der königlichen Marine, und habe diesen Dienst erst vor anderthalb Jahren verlassen. Was mein Vermögen anlangt — hier schwankte Launay's Stimme — so sind dessen Belege leicht beizubringen; ich besitze viermalhunderttausend Francs in Staatsrenten.

— Alle diese Ausweise sind für Miß Morpeth von nicht geringem Interesse; doch, erlauben Sie, von Ihnen allein können sie nicht genügen.

— Herr, rief Launay, das ist Beleidigung.

— Nur Klugheit.

— Unter welchem Anschein des Rechts verlangen Sie von mir alle diese Details? Welches sind Ihre Verhältnisse zu Miß Morpeth; Sie selbst, wer sind Sie mein Herr?

— Ein Freund, der über ihr Glück wacht.

— Kann ich nicht gleichfalls hierauf erwiedern, daß diese Erklärung aus Ihrem Munde nicht hinreichend sei?

— Mein Herr, sagte der Engländer mit Hoheit, Sie sind zu mir gekommen, ich habe weder Ihre Eröffnungen, noch Ihr Vertrauen verlangt; ich konnte Ihnen eine Frage gestatten, ohne gehalten zu sein, sie zu beantworten. Wenn dieses Verhältniß Ihnen nicht zusagt, so ist unsre Unterredung zu Ende.

Mit diesen Worten machte Burns gegen Launay eine kalt-höfliche Verbeugnng, und ging in den Gasthof zurück.

Als er eintrat, lehnte Miß Fanny, welche von Weitem die Unterhaltung mit Launay beobachtet hatte, das Köpfchen aus dem Fenster, um deren Resultat in seinen Zügen zu lesen; doch, wenig Günstiges darin

erblickend, faltete sie die Hände, und stützte seufzend ihr Haupt gegen die Brüstung. — Burns betrachtete sie mit einem Blick zärtlichen Mitleidens, und sagte halblaut:

— Gedulde Dich noch, mein Kind; vielleicht wendet sich noch Alles zum Glücke.

III.

Launay wollte Anfangs dem Engländer folgen, und Rechenschaft über dessen letzte Worte fordern, doch die Furcht, für immer mit Fanny zu brechen, hielt ihn zurück. Auch war Burns Rede vernünftigerweise zu keiner Herausforderung geeignet; er hatte mehr stolz als beleidigend gesprochen.

Seitdem sein plötzlicher Reichthum, den er vor der Welt einer unerwarteten, weitläufigen Erbschaft zuschrieb dessen wahre Quelle der Leser jedoch errathen hat, Launay gestattet, den Seedienst zu verlassen, hatte er sich durch Reisen zu zerstreuen gesucht, und nach und nach die Schweiz, Italien und Deutschland durchstreift. Eben war er von dort zurückgekehrt, als ihn der Zufall in dem Augenblicke nach Badenweiler führte, als Miß Morpeth angekommen. Ergriffen von der ruhigen und blendenden Schönheit des jungen Mädchens, benutzte er jene ungezwungenere Freiheit des Badelebens, um sich ihr zu nähern. Das Englische war ihm ge-

läufig genug, um sich mit Miß Fanny in ihrer Muttersprache unterhalten zu können, und dieser Umstand, der sie einander schneller näherte, hatte zugleich eine gewisse Isolirung von der übrigen Gesellschaft zur Folge. Miß Morpeth empfand eine wahre Freude, in der deutschen Umgebung, die sie nicht verstand, die Sprache ihrer Heimath reden zu können. Seine Sprachfehler entzückten sie, denn sie gaben ihr Gelegenheit zu weitläufigen Erklärungen, welche der junge Mann zu vergessen sich angelegen sein ließ, damit seine Unwissenheit neue Lectionen herbeiführe.

Bei diesem Unterrichte zeigte sich auch Fanny's Geist im schönsten Lichte. Ihre zufällige Ueberlegenheit überhob sie der Bescheidenheit; indem sie das Amt des Lehrers übernahm, vergaß sie die Zurückhaltung des jungen Mädchens, und zeigte sich Launay in der ganzen Stärke und Anmuth ihres Wissens.

Die Lehrstunden wurden am häufigsten französisch gegeben, was ihr einen unwiderstehlichen Zauber verlieh. Es liegt in dem ungewohnten Accent einer schönen Fremden, mit dem sie eine andere Sprache spricht, in dem fragenden und zweifelnden Tone der schwankenden Stimme, in dieser unausgesetzten Bitte eines süßverwirrenden Mundes eine gewisse kindliche Anmuth. Die unerwarteten Wendungen, in welche sie ihre Gedanken hüllt, alle jene lieblichen Barbarismen, welche von den har-

moniereichen Lippen tönen, ergreifen uns durch ihre Neuheit und Schüchternheit und zwingen uns ein Lächeln ab.— Auch Launay ward durch diesen seltsamen Reiz bald gefesselt, und wich nicht mehr von Miß Morpeth's Seite. Um eine Gelegenheit mehr zu diesem Zusammensein zu finden schlug er ihr vor, die größten französischen Dichter zu lesen, und ihr die schwierigen Stellen derselben zu erklären. Doch diese Erläuterungen blieben nur kurze Zeit im Bereiche der Grammatik. Indem sie von der Form zu dem Gedanken übergingen, von diesem zu seinen Ausstrahlungen, kamen die jungen Leute unvermerkt zur Abhandlung jener träumerischen und zärtlichen Streitfragen, die so gefährlich in der Einsamkeit sind. Ohne es selbst zu wissen geriethen Eduard und Fanny von der Regel zu ihrer Anwendung, vom Roman in die Geschichte. Ein Monat hatte zu dieser Umwandlung hingereicht, und als Burns ankam hatten sie sich bereits ihre Liebe gestanden.

Seine Erscheinung störte dieses stille Glück. Miß Morpeth hatte ihn gegen Launay als Freund ihres Hauses bezeichnet, den sie gleich einem Vater liebe und verehre; die sonstigen Beziehungen, welche ihr denselben nahe stellten, hatte sie verschwiegen. Eduard bemerkte nicht ohne Mißvergnügen und eine Art Eifersucht, seine Herrschaft über Miß Fanny und die zwischen Beiden waltende Zärtlichkeit. Das Entgegenkommen Burns,

welches freilich in den Grenzen einer kalten, fast inquisitorischen Würde blieb, die ihn verletzte, stieß er fast mit Heftigkeit zurück. Seit dieser Umgestaltung seiner Lage empfand er einen heftigen Widerwillen, von seiner Vergangenheit zu sprechen und die entferntesten Forschungen über sein früheres Leben vermochten ihn zu erzürnen. Eine Erzählung, ein hingeworfenes Wort in der belebtesten Unterhaltung, verscheuchte oft im Nu seine Heiterkeit; und es konnte einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß im Dunkel dieser Seele manche Saite war, die bei dem geringsten Hauch schmerzlich und erschütternd wiedertönte.

Es lag in den Umständen, daß Burns manche Frage an ihn stellte, die er ziemlich kurz und schneidend beantwortete, um für die Zukunft ähnlicher peinlicher Forschungen überhoben zu sein. Der Engländer enthielt sich auch von der Zeit an wirklich jeder Frage, leider aber mußte Launay wahrnehmen, daß in Folge Burns Einfluß auf Miß Morpeth, auch diese allmählig zurückhaltender und kälter wurde. Dies beunruhigte Eduard; er suchte eine Erklärung mit der Geliebten und erhielt nur abgebrochene, unter Thränen gestammelte Worte. So standen die Sachen, als der junge Mann mit Burns die oben mitgetheilte Unterredung hatte.

IV.

Als Launay am Abend Miß Fanny im Gesellschaftssaale erblickte, grüßte er nur flüchtig, und nahm am andern Ende der Tafel, neben Madame Perscof Platz.

Er konnte Miß Morpeth ihre Unterwerfung unter den Willen des ihm so verhaßten Burns nicht vergeben. Welches war der Grund der von Fanny selbst anerkannten Abhängigkeit? Sie war zu furchtsam für bloße Freundschaft, zu zärtlich für die Furcht. Augenscheinlich waltete dabei ein Geheimniß. Zwar stieg in Eduard nicht im Mindesten jener von einigen Frauen gehegte, kränkende Verdacht auf, denn Miß Morpeth hatte ihm zu offen ihr Inneres entschleiert um sie in diesem Punkte zu verkennen. Es gibt eine so offenbare Reinheit, eine so heilige Unschuld, in deren Gegenwart selbst der Zweifel schweigt; sie gleicht der Sonne am tiefblauen Himmel, wir fühlen, daß ein Gesetz, ihr Dasein wie das unsere bedingt.

Madame Perscof war indessen eben so erstaunt als entzückt, Launay zwischen sich und ihrer Tochter zu haben, nnd that Alles, um sich dem jungen Manne angenehm zu machen. Sie sprach nacheinander von ihrem Großvater Bürgermeister, von den Schönheiten der Schweiz, und dem Schöndruck auf Leinwand, ohne die

Unterhaltung beleben zu können. Eduard, um dem Geschwätz zu entgehen, ergriff endlich sein Taschenbuch, und begann, in dasselbe gedankenlos zu zeichnen. Aber Augen nnd Geist wendeten sich unfreiwillig immer wieder nach dem dunkeln Winkel, wo Miß Morpeth saß. Als er wahrnahm, daß sie keinen Versuch der Annäherung machte, warf er mißmuthig die Brieftasche bei Seite, und ging mit großen Schritten auf und ab.

Madame Perscof ergriff dieselbe, in der Hoffnung ihn zurückzuführen, und verbreitete sich lobpreisend über eine italienische Landschaft, die sie verkehrt betrachtete; doch da sie sah, daß ihre Ausrufungen vergeblich waren und Launay in seiner Promenade fortfuhr, gab sie ihrer Nachbarin das Heft, welches in kurzer Zeit durch den ganzen Kreis ging, und in Miß Morpeths Hände kam. Diese, obgleich sie es kannte, begann dennoch von Neuem darin zu blättern, weniger der Zeichnungen wegen, als um etwas von Eduard im Auge zu haben. Mechanisch verweilte sie endlich bei einer Felsengruppe. Burns, der an ihrer Seite, einen Blick auf die Skizze warf, rief erstaunt:

Mein Gott! Irglas!

Der nur wenige Schritte entfernte Launay wandte sich plötzlich mit convulsivischem Beben um, und fragte gereizt: Wer hat ihnen das gesagt, mein Herr?

— Der Name steht darunter, antwortete Fanny sanft.

Ein Irrthum! es ist nicht Irglas, ich kenne kein Irglas. —

Damit ergriff er das Buch und betrachtete die Zeichnung.

Ein lächerlicher Entwurf, den ich in der Schweiz gemacht, fügte er hinzu, und zerriß das Blatt.

Burns war erstaunt allen seinen Bewegungen gefolgt. Eine Erinnerung schien in ihm wach zu werden; er wollte an Launay eine Frage richten, drängte sie jedoch zurück, und entfernte sich in tiefen Gedanken.

Zwei Tage gingen hin, ohne die Lage der Liebenden zu ändern. Eduard, in seinem Stolz verletzt, erwartete ein Entgegenkommen von Miß Fanny, und diese schien zwar die frühere Vertraulichkeit zurückführen zu wollen, aber einem drückenden Zwange nachzugeben. Ein Geheimniß trennte die Liebenden gleich einer Mauer; beide trugen es verschlossen in der Brust und mieden jene Mittheilung, die es zum ewig verbindenden Ringe für sie machen konnte. Noch lange hätte diese scheue Entfernung zwischen Miß Morpeth und Launay dauern können, wäre nicht ein unerwarteter Umstand ihnen zu Hülfe gekommen.

Eines Abends kam Eduard ermüdet von den Bergen, trat in den großen Saal, und stützte sich auf

eine Fensterbrüstung. Schon sank die Nacht langsam herab, und die Blicke des jungen Mannes schweiften ziellos über die Gipfel des Schwarzwaldes, die sich in die letzten Sonnenstrahlen tauchten, als eine wohlbekannte Stimme ihn seinen Träumereien entriß. Er wandte sich lebhaft um, und erblickte am andern Ende des Saals Miß Fanny und Burns. Sie hielt einen Brief in der Hand, den sie mit tiefer Bewegung zu lesen schien. Thränen flossen über die gerötheten Wangen, und halbleise, abgebrochene Worte tönten von ihren Lippen. Dieser Anblick übte auf Eduard einen unaussprechlichen Einfluß. Er vergaß alles Vergangene, schritt selbstvergessen auf Fanny zu, und rief sie beim Namen. Burns befremdete Miene hielt ihn zurück; aber das junge Mädchen hatte seine Bewegung gesehen und verstanden: sie reichte ihm die Hand. Launay ergriff sie mit Feuer und führte sie an seine Lippen: dann erst erinnerte er sich der Anwesenheit Burns, erröthete, und sprach mit verlegenanmuthiger Neigung:

— Verzeihungs Miß Morpeth; ich vergaß mich selbst beim Anblick Ihrer Aufregung, fürchtend, daß Ihnen irgend etwas Böses zugestoßen.

— O nein, mein Herr, antwortete sie mit schwankendem Tone, dieser Brief enthält nichts Trauriges: ich weine über ein Glück.

Sie sah zu Burns auf, als wollte sie in seinen Augen lesen.

— Es ist ein guter Brief, nicht wahr, mein Freund?

Der Engländer verbeugte sich lächelnd. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein, während dessen die Liebenden bestürzt und mit gesenkten Augen einander gegenüber standen. Ihr Gefährte schien zu fühlen, daß seine Gegenwart jetzt eine Grausamkeit war. Er betrachtete sie mit theilnehmendem Blick, nahm den Brief aus Miß Morpeth's Hand, und entfernte sich nach einem freundschaftlichen Gruße gegen Launay.

Kaum waren die Liebenden allein, als sie, wie in stummer Verabredung, sich die Hände reichten, und Eduard neben der Geliebten Platz nahm.

— Endlich! sagte diese. O, wie lange habe ich Sie nicht in meiner Nähe gesehen.

— Warum riefen sie mich nicht, Fanny! ich erwartete nur einen Wink.

— Konnte ich denn, mein Gott!

— Wer hinderte Sie?

— Ach, fragen Sie nicht; überlassen Sie mich heute ganz meiner Freude; genügt es ihnen nicht, mich glücklich zu sehen?

— Noch perlen die Thränen um Ihr Lächeln.

— Ich will sie nicht trocknen, Eduard; sie waren zu

süß. O, könnte ich sie bewahren: ich fürchte, daß mit ihnen die Freude zerrinnt.

Möge das nie geschehen; wir wollen einander nie mehr zürnen, denn ich fühle, daß ich so nicht leben kann.

Werde ich es leichter können, als Sie?

Warum fliehen wir dann nicht alle jene Widersprüche, die nur das Herz verbittern? Fanny, Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe, wollen Sie immer Ihre Hände, wie jetzt, in den meinigen lassen?

Das liebliche Mädchen bebte erröthend, ihr schwermuthvolles Auge erhob sich zu Eduard, dann sprach sie mit leiser Stimme, das Gesicht an seiner Schulter bergend:

— Sie wissen wohl, daß ich es wollte.

— Warum dann unser Glück verzögern?

— Wissen Sie, ob ich frei bin, ob diejenigen, welche über mein Schicksal entscheiden, nicht ehrgeizigere Pläne haben, die erst zu bekämpfen sind.

— Dies also trennt uns? Ihre ohne Zweifel angesehene und reiche Familie verschmäht eine so herabwürdigende Verbindung.

— Das habe ich nicht gesagt, Eduard; ich hätte gar nichts sagen sollen. Im Namen des Himmels, lassen Sie mich schweigen! Ich beschwöre Sie, fragen Sie mich nichts.

Es sei, sagte der junge Mann mit Hingebung, lieben wir uns ohne Reflexion, der Zukunft die Gestaltung überlassend. Aber verlassen Sie mich nicht wieder, Fanny, allein, bangt mir vor mir selbst. Mit Vertrauen will ich harren, bis Sie kommen, denn Sie sind meine Geduld wie mein Glück. Bedenken Sie, daß ich traurig bin; stellen Sie sich zwischen mich und meine Gedanken, werden Sie die sorgsame Pflegerin meiner Seele; das steht euch blassen, lieblichen Engländerinnen so schön, denen nur die Flügel fehlen, um Engel zu sein. Soll es so sein, sprich?

Ja, Eduard, ich will es; doch werden auch Sie heiter und ruhig sein?

Ich möchte wohl, Fanny, und will es versuchen, ich verspreche, es zu versuchen.

Und werden sich Herrn Burns nähern? fuhr sie schüchtern fort. Gewiß, es ist nothwendig, Eduard. — Ich will es versuchen.

Und ich, rief das zarte Kind in einem Rausch von Freude und Liebe, ich will den Himmel bitten, das er unsere Wünsche erfülle.

Launay preßte sie in seine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, in den eine Thräne rann.

Bete auch für mich, meine Fanny, sprach er leise.

V.

Der nächste Morgen dämmerte kaum, als Eduard hinab in das Thal wandelte. Die Verständigung mit Miß Morpeth am vergangnen Abend, hatte in seinem Innern einen Aufruhr erregt. Bei ihren Thränen, ihren so natürlichen und doch andachtvollen Worten, waren alle Empfindungen seiner Jugend erwacht. Er erschien sich dieser kindlichen Seele gegenüber so klein, daß er sich seiner Unwürdigkeit schämte. Der Anblick eines reinen Wesens ruft in uns meist edle Entschlüsse hervor; im Trieb der Nahahmung richtet sich unsre eigne Seele auf, nimmt eine würdigere Haltung an. Nie hatte Eduard so schmerzlich die Schatten seiner Vergangenheit empfunden; die Liebe zu Fanny erweckte den schlummernden Vorwurf in seiner Brust. — Ahnte sie, wem sie sich ergab? Ach, warum, warum war er nicht vorwurfsfrei geblieben? — So ist es denn wahr, daß in jedem Leben ein Tag, eine Stunde kommt, wo sich die Gebilde begangenen Unrechts in uns emporrichten; ein Tag, eine Stunde, wo uns die bittre Erfahrung wird, daß Glück und Rechtthun nur verschiedene Worte für Eines und dasselbe sind. Wie welken dann alle Kränze, wie vergiften sich die reinsten Quellen! Nichts tröstet uns vor dem erwachenden Schreckbild, nichts hemmt unsre brennenden Thränen! — Lau-

nay stand an dieser dunklen Pforte: sein Glück selbst war für ihn eine Quelle der Leiden geworden.

Er irrte lange durch das Thal, um den Sturm in der Brust zu stillen. Endlich ward er ruhiger, und ging nach dem Gasthofe zurück, wo ihn Fanny schon erwarten mußte.

Auf dem Wege dahin verscheuchten anmuthigere Bilder, und die Hoffnung, die Geliebte bald zu sehen, die Wolken von seiner Stirn. Mit der Biegsamkeit leicht erregbarer Gemüther, ging er in Kurzem von der Verzweiflung zur Heiterkeit über. Er band einen Strauß von Feldblumen für Fanny, und mit jeder Blume flog ein trüber Gedanke von seinem Herzen. So kam er zum Gasthaus, nach den Schmetterlingen schauend, und ein Lied aus seiner Kindheit trällernd.

Als er sich näherte, sah er Madame Perscof mit der dicken Dame, und noch einige weibliche Badegäste vor der Thür in eifrigem Gespräch. Da er ihnen nicht ausweichen konnte, wollte er rasch vorüber eilen, aber Madame Perscof hielt ihn beim Arme zurück, als er schon den Fuß auf die erste Stufe gesetzt.

— Wir sprechen von Ihnen, Herr Launay, rief sie.

— Zu viel Güte, Madame.

— Ich erzählte Ihre Geschichte.

— Ich verstehe nicht —

— O, ich bin über Ihr früheres Leben im Klaren — — Sie zweifeln daran, nicht wahr?

Madame, sprach Eduard verstört, Sie scherzen.

— Nicht im Mindesten. Ich weiß, daß Sie in Brest geboren, daß Sie 1816 als Arzt in den Seedienst traten; weiß sogar, daß Sie von Ihren Kameraden, mit Anspielung auf ihren Namen Eduard und Ihre ehrgeizigen Träume, der Letzte der Stuart's genannt wurden. — Bin ich nicht sehr gut unterrichtet?

So gut, Madame, daß ich Sie um Erklärung bitten muß, woher Sie diese Umständen erfahren.

Geduld! das ist noch nicht Alles; ich weiß noch daß Sie plötzlich durch die Erbschaft von einem Onkel reich geworden, dessen sich Niemand errinnert.

Madame, rief Launay, ich will wissen, wer Ihnen das gesagt hat. Oder bin ich hier einer geheimen Nachforschung unterworfen? Wer hat Ihnen das Alles gesagt? ich muß es wissen.

Madame Perscof war fast erschreckt.

Mein Gott! sagte sie, ich wollte Sie nicht in Zorn setzen, ich habe nicht nach jenen Details geforscht, aber es gibt hier unbezweifelt Leute, denen mehr daran gelegen ist. Was ich weiß, habe ich aus dem Fragment eines Briefes, den ich zufällig gefunden.

— Wo ist er?

— Hier.

Eduard erkannte den Brief für denselben, den er gestern in Miß Fanny's Händen gesehen. Indem er ihn durchlief, sah er, daß es eine Antwort auf sehr genaue, in Betreff seiner geschehene Anfragen war.

Diese Entdeckung machte seinen Zorn rege. Der Gedanke, daß sein Leben, welches er so sorgfältig Aller Augen verbarg, ein Gegenstand ängstlicher Nachforschung geworden, daß jeder neugierige Blick in sein tiefstes Geheimniß dringen konnte, erfüllte ihn mit Unwillen. Nicht Herr seiner Bewegung, stammelte er gegen Madame Perscof einige Entschuldigungen, steckte den Brief zu sich, und trat in das Haus.

Miß Morpeth, die ihn bereits erwartet, lächelte ihm entgegen, doch Launay schritt auf sie zu, ohne diesem Lächeln zu antworten.

Mein Gott! was ist Ihnen, Eduard? rief sie ängstlich.

Statt aller Antwort gab er ihr den Brief. Sie warf einen Blick auf denselben, erröthete und senkte die Augen. Launay knitterte das Papier hitzig zusammen.

Es gibt Leute, sagte er, die so vorsichtig sind, daß sie ihr Herz nur wie einen Creditbrief auf Nachweisungen öffnen, und ihre Liebe nur nach einer Bescheinigung guter Sitten erklären.

— Eduard! rief Fanny aufstehend.

Doch er hörte sie nicht.

— Diese Leute wissen nicht, daß Mißtrauen Verachtung ist. Sie schenken lieber einem Fremden Glauben, als dem, dessen ganze Seele ihnen gehört. Der Argwohn ist es, der bei ihnen den Verlobungsring schmiedet, und sie verleihen ihre Neigungen nur gegen sicheres Unterpfand. Was halten Sie von solchen Leuten, Miß Morpeth?

Fanny hatte regungslos zugehört; nur war sie während Eduard's Rede bleicher geworden. Als er geendet, legte sie sanft ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes, und sagte mit einer unaussprechlichen Betonung, in welcher der verhaltene Schmerz zitterte: Ich gehöre nicht zu jenen Leuten, Eduard, Sie wissen es, denn ich liebte Sie, ehe ich noch Ihren Namen kannte. Dieser Brief, der Sie so verletzt, war nicht an mich gerichtet; doch als ich ihn las, weinte ich vor Freude, weil er Ihr Lob enthielt, und manche Schwierigkeit heben konnte. Warum hätte ich an Nachforschungen über Ihr Leben denken sollen? Gab ich Ihnen wohl Aufschlüsse über das meine? Aber ich kannte Sie besser. als jeder Andere, weil ich Sie mehr liebte. Den Schritt, der Sie erzürnt, habe ich nicht meht ändern können; ich habe Unrecht, weil ich die Ursache dazu bin, Unrecht, weil Sie gelitten haben, aber Sie werden mir einen Fehler verzeihen; können Sie mir nicht ein Mißgeschick vergeben?

Diese Worte wurden mit so engelgleicher Sanftmuth gesprochen; in Bewegung, Stimme und Blick der Miß Fanny lag eine so überzeugende, einfache Wahrheit, ein so aufrichtiger und tiefer Schmerz, daß Eduard tief davon ergriffen wurde. Sein Groll erstarb an dieser Unterwerfung. Er war empört und drohend eingetreten, und fand ein knieendes Kind, das mit einem Wort seine Unschuld bewies, und dennoch um Vergebung bat. Welcher Zorn wäre nicht vor dieser zärtlichen Demuth verschwunden? Er ergriff Fanny's Hände, und drückte sie gegen seine Brust:

Wahrlich, sagte er, ich war ein Thor, und Sie ein Engel; zürnen Sie mir nicht. Aber der Gedanke an Mißtrauen von Ihrer Seite brachte mich außer mir; ich war zu vorschnell. Diesen Mann also hätte ich anklagen sollen. Kommt mir doch jeder Verdruß von ihm; ich finde ihn auf allen meinen Wegen.

Beim Himmel, Eduard, urtheilen Sie nicht so schnell, und lernen Sie ihn erst besser kennen.

— Soll ich ihm für das Böse danken, das er mir zufügt? —

— Wohl möglich, mein Freund!

— Ich verstehe Sie nicht, Fanny?

— Noch sollen Sie mich nicht verstehen, nur mir glauben, sprach sie mit unwiderstehlichem Lächeln.

Eduard stand bezaubert.

— Sie haben recht, immer recht, Fanny, und ich bin ein Wahnsinniger, Sie also zu quälen. Sie sehen, ich bin so wenig an das Glück gewöhnt, daß ich mich in demselben nicht zu finden weiß. Vergeben Sie mir. Ich weiß wohl, daß ich wenig — —

Still! unterbrach ihn heiter des reizende Kind, und legte beide Hände auf seine Lippen, die er feurig küßte, ich vergebe Ihnen, aber sündigen Sie nicht wieder.

Beide Liebenden setzten sich hierauf neben einander, und begannen eine jener Unterhaltungen, die, ein Gemisch von spielenden Worten, tändelnden Geberden, ernsten Thorheiten und zärtlichen Scherzen, unmöglich geschildert werden können. Ihre Liebe war durch den Zwist höher aufgeblüht. Die Leidenschaft scheint alsdann, gleich einem schmollenden Kinde, dem man verziehen, die Fehler durch tausend Artigkeiten vergessen zu machen. Fanny und Eduard überließen sich allen entzückenden kindlichen Scherzen jener Gespäche. Endlich kam man zu jenem steten, nie geschlichteten Streit unter Liebenden: welches von ihnen am meisten liebe.

— Ich liebe stärker als Sie, denn ich verdanke Ihnen mehr, wiederholte Launay, mit Fanny's Schärpe spielend.

— Man kann Niemand mehr verdanken, als sein Glück. —

— Ich liebe in Ihnen Ihre Sanftmuth, Ihren Geist,

Ihre Schönheit; doch was können Sie an mir lieben?

— Ich liebe Ihre Liebe.

Wohl, Fanny, rief der junge Mann, lieben Sie diese, diese allein, sie nur wird nimmer von mir weichen; Sie haben recht, sie allein ist mein Reiz, lieben Sie meine Liebe, denn sie ist unermeßlich, sie ist meine erste und einzige.

— Die erste, einzige? wiederholte Fanny kopfschüttelnd; und doch tragen Sie an dieser Hand einen Verlobungsring.

Dieser Ring? Sie dürfen deshalb nicht eifersüchtig sein; nur mit Ihrem Verlust wird er mich an eine Braut fesseln, und dann kann Sie meine Untreue nicht verwunden: „mein Schatten fliehet dann auf Windes Flügeln, von einer düstern Wolk' umhüllt."

— Was wollen Sie damit sagen?

— Nichts, nichts, mein Kind; denken wir nur an die Gegenwart, sprechen Sie zu mir von Ihrer Zärtlichkeit, wenn Sie mich wirklich lieben, denn Sie haben mir es noch nicht gesagt.

Böser! sprach Sie lächend und verwirrt vor sich hin.

Böser — will sagen ich liebe Sie ein Wenig, nicht wahr? Gleichwohl, Miß, sind Sie zu wohl erzogen, um mich vor der Welt zu lieben; sind wir nicht allein

und will ich mit Blicken zu Ihnen sprechen, so senken Sie die großen Augenlieder wie einen Fächer vor Ihr Herz. Bei Ihnen nennt man das, glaub' ich, Schicklichkeitsgefühl, doch in dem Wörterbuch, meine schöne Miß, heißt das Heuchelei.

Fanny wollte dazwischen reden.

— Heuchelei, Miß, fuhr Eduard lächelnd fort, und zwar ganz folgerecht; denn warum die Liebe verbergen, wenn man die Freundschaft zeigt? Sie lächeln Herrn Burns an, aber nicht mich, ihm bewilligen Sie manche Gunst, die Sie mir verweigern.

Und welche?

— Tausend: diese Schärpe z. B. haben Sie von ihm; würden Sie wohl ein Geschenk von mir tragen?

— Welcher Unterschied!

— Ich sehe keinen. Warum gewähren Sie mir nicht diese Freude? Erlauben Sie mir, Ihnen eine Agraffe zu dieser Schürze zu geben, Fanny; so oft ich sie erblicke, werde ich mir sagen, daß Sie meiner denken. Sie wird ein Symbol der Vereinigung werden, welche Sie zwischen Herrn Burns und mir wünschen.

Später, später, antwortete das junge Mädchen schon halb nachgebend.

Diesen Abend werde ich es Ihnen senden, sagte Eduard.

Es kam jemand.

Eine Stunde später wühlte Launay in einem reich verzierten Schmuckkasten, und zog eine prachtvolle Agraffe hervor, welche Fanny noch denselben Tag mit einem Billet folgenden Inhalts erhielt:

„Es ist ein Familienkleinod, das meiner Mutter gehörte, diese sendet es ihrer Tochter."

Diese Zeilen hoben, wie der junge Mann vorausgesehen, alle Bedenklichkeiten Miß Morpeth's, und als sie am Abend in den Gesellschaftssaal trat, erblickte er die Agraffe an ihrer Schärpe. Eduard dankte ihr durch einen Blick voll Erkenntlichkeit und Liebe.

In diesem Augenblick trat Burns ein. Nachdem er die Uebrigen begrüßt, näherte er sich Miß Morpeth und neigte sich zu ihr, um zu sprechen — da gewahrte er das Kleinod, und sein Blick hing starr und bestürzt an demselben.

Was ist Ihnen? fragte Fanny erstaunt.

— Ich sehe das Kleinod zum erstenmal bei Ihnen, sagte er mit einem Blick auf die Agraffe.

Miß Morpeth ward bestürzt.

— Seit wann haben Sie dasselbe?

— Erst seit heute.

Er trat näher, und betrachtete es aufmerksam.

— Von wem haben Sie es gekauft?

— Ich habe es nicht gekauft, sprach das junge Mädchen halb leise, ohne die Augen aufzuschlagen.

Burns machte eine Bewegung des Erstaunens.

— So haben Sie es geschenkt erhalten?

Sie antwortete nicht.

Ein Zeichen der Mißbilligung entfuhr ihm, er schien einen Vorwurf auf der Lippe zu haben, doch sich plötzlich besinnend, daß hier nicht der Ort zu derartigen Erklärungen, fuhr er fort:

— Wir werden weiter darüber sprechen; erlauben Sie mir indessen den Schmuck auf einen Augenblick.

Miß Morpeth lös'te ihn bebend nnd überreichte ihn. Burns betrachtete ihn lange mit vorzüglicher Aufmerksamkeit, wendete ihn nach allen Seiten, und prüfte unsicher die kleinsten Details; plötzlich schien eine Erinnerung in ihm zu erwachen, er legte den Finger auf eine kaum merkliche Erhöhung, und die Camee öffnete sich. Ein Ausruf entfuhr ihm; er wandte sich ungestüm gegen Fanny, welche allen seinen Bewegungen furchtsam gefolgt war.

— Woher hat Herr Launay diesen Schmuck?

— Er ist ein Familienkleinod, das ihm seine Mutter hinterlassen.

— Das hat er Ihnen gesagt?

— Ja.

Burns Auge umwölkte sich. Er entfernte sich mit dem Schmuck in den Hintergrund des Saals, sein Blick

glitt von demselben auf Launay, der unweit stehend, von dem Allen nichts bemerkt hatte. Endlich schien er zu einem festen Entschluß gekommen, und näherte sich dem Kreis der Badegäste.

Eben sprach ein Franzose von der Expedition an den Euphrat, und den Gefahren, von welchen die Naturforscher inmitten dieser wilden Völkerschaften umringt.

— Die Gefahren, denen man in Europa ausgesetzt ist sind nicht geringer, sprach Burns lebhaft; es gibt wenig Reisende, die nicht mindestens einmal in Lebensgefahr gewesen.

Auf englischen Landstraßen vielleicht, antwortete der Franzose, über die Unterbrechung empfindlich.

In Frankreich, mein Herr, noch sind es nicht zwölf Jahre, daß man auf mich selbst einen Mordanfall gemacht.

Die Frauen stießen einen Schrei des Schreckens und der Neugierde aus.

Sie selbst! wie so?

Man rückte die Sessel näher, und Alles drängte sich um Burns.

Die Begebenheit war sehr einfach, fuhr dieser fort obwohl sie für mich sehr traurige Folgen gehabt. Nachdem ich bei Brest ans Land gestiegen, durchreiste ich mit Post die Bretagne, und trug viermalhunderttausend

Francs in auf den Inhaber gestellten Banknoten bei mir. Wir passirten jene öde Uferfläche, welche der Greveplatz von St. Michel genannt wird.

Launay, der entfernt gestanden, bebte plötzlich bei Nennung dieses Namens, erhob das Haupt, und horchte aufmerksamer. Der Engländer, welcher Alles bemerkt, fuhr fort:

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als wir an diese Stelle kamen, und tiefe Finsterniß herschte ringsum. Der Postwagen rollte auf dem feuchten Sande hin, ohne daß man das Geräusch der Räder oder den Tritt der Pferde vernahm. Die ganze Lage hatte etwas Peinliches. Aus dem trüben Nebel, der über der unermeßlichen Fläche lag, schienen weiße Gestalten aufzutauchen und zu verschwinden. Ein verworrenes Getöse, ähnlich dem einer bewegten Volksmenge, schlug von der rechten Seite an mein Ohr; es war das Brausen der zurückwogenden Fluth. Ich horchte einige Augenblicke auf dies seltsame Getön, als der Wagen bei einem einzeln stehenden Felsen vorüberfuhr, der sich mitten in der Sandebene wie eine egyptische Sphinx in der Wüste erhebt. — Der Irglas! rief mir der Postillon zu, indem er mit der Peitsche auf die großartige Klippe deutete. Dieser Name sollte sich für immer in mein Gedächtniß graben; denn kaum hatten wir den Felsen passirt, als der Wagen plötzlich hielt. Ich ver-

nahm einen Wehruf und das Geräusch von dem Falle eines Menschen; während ich mich aus dem Wagen lehnte, empfing ich einen betäubenden Schlag, so daß ich im Nu mit zerschmettertem Haupte und in meinem Blute gebadet, in die Kutsche zurücksank.

Ein anhaltendes Murmeln des Schreckens unterbrach Herrn Burns. Er wendete seine Augen auf Launay: noch stand er unbeweglich auf seinem Platze, aber seine Blässe war erschreckend.

Jener fuhr fort:

Als ich mehrere Tage später zu mir selbst kam, erfuhr ich, daß mich Fischer auf demselben Platze wieder ins Leben gebracht, wo man meinen Wagen geplündert, und den Postillon todt fand. Drei Monate lag ich an der Wunde darnieder.

Und keine Spur Ihrer Mörder war zu finden? fragten mehre Personen zugleich.

Jede Nachforschung blieb vergeblich. Gleichwohl hatte ich einige Hoffnung, denn unter den geraubten Gegenständen befand sich eine Cassette mit mehreren leicht zu erkennenden Schmucksachen, unter andern eine Agraffe ähnlich dieser hier.

Bei diesen Worten zeigte er den Schmuck, welchen er in der Hand hielt. Man beugte sich vor, um ihn zu besichtigen, als Miß Fanny einen Schrei ausstieß: Aller Augen verfolgten die Richtung ihrer Blicke, und

gewahrten Launay halb bewußtlos an die Mauer gelehnt.

— Was fehlt ihm, rief man von allen Seiten.

Burns stand auf: Das kann ich erklären. — —

— Vater! — schrie Fanny auf ihn zustürzend, mit gerungenen Händen.

Der Engländer hielt inne, und fing sie in seinen Armen auf. Alle Anwesenden hatten sich indeß bei dem Schrei erstaunt umgeblickt. Selbst Launay hatte ihn vernommen; er richtete sich langsam wie ein Schatten auf, drängte die ihm zunächst Stehenden zurück, und rief wie wahnsinnig, als er die Ohnmächtige in Burns Armen erblickte:

Ihr Vater! ihr Vater! — mein Gott! ihr Vater!

Sein verstörter Blick schweifte eine Minute lang über die ganze Umgebung; dann wankte er zur Thür und verschwand.

VI.

Die Sorge, welche Burns in den ersten Augenblicken Miß Morpeth widmen mußte, die von einem heftigen Fieber befallen worden, verscheuchte jeden andern Gedanken. Seine Tochter, denn wir können ihr nun diesen Namen geben, war endlich zu sich gekommen er hatte sie eben verlassen, und schritt gedankenvoll in Fanny's Vorgemach auf und nieder, als sich die Thü-

re leise öffnete, und Eduard Launay auf der Schwelle erschien. Burns wich erstaunt und fast erschrocken zurück. Der junge Mann stand still; es lag so viel Unterwürfiges in seiner Stellung, daß der Engländer seine Fassung wiedergewann.

Sie erwarteten mich sicher nicht, mein Herr; sprach Eduard mit leiser Stimme.

— Allerdings; in der Regel ist ein Meuchelmörder vorsichtiger.

— Ich würde es sein, wäre ich ein solcher Verworfener; doch ich komme, Sie zu enttäuschen, mein Herr.

Burns schüttelte den Kopf.

— Urtheilen Sie nicht zu schnell; was ich Ihnen entdecken werde, läßt noch einen so großen Theil der Schuld auf mir, daß man mir wohl glauben kann. Übrigens, mein Herr, ist der Beweis, daß ich kein Mitschuldiger des Verbrechens bin, sehr leicht; als es begangen wurde, befand ich mich bereits seit einem Jahre in dem Südmeere: diese Dienstzeugnisse beglaubigen es.

Der Engländer warf einen Blick in das ihm von Launay gereichte Papier.

Woher haben Sie dann die Agraffe? fragte er; woher Ihre plötzliche Verwirrung bei meiner Erzählung? Offenbar haben Sie Kenntniß von dem Verbrechen gehabt, wenn Sie nicht selbst daran Theil genommen.

— Es war mir bekannt.

— Sie haben diesen Schmuck Fanny als ein Familienkleinod überreicht; muß ich vielleicht Ihre Familie anklagen?

Launay schauderte zusammen; eine Rechtfertigung, an die er nicht gedacht, bot sich ihm plötzlich dar! — aber er erröthete vor dem Gedanken daran.

Nein, nein, rief er, meine Familie ist stets geachtet und dieser Achtung würdig gewesen.

— Welchen Antheil haben Sie also an dem Verbrechen, Unglücklicher?

— Den, daß ich den Raub angenommen: darin besteht mein Vergehen. Hören Sie mich, mein Herr, meine Augenblicke sind gezählt, mir bleibt nur wenig Zeit übrig!

Burns machte ein Zeichen, daß er höre. — Hierauf erzählte ihm Launay, wie sich Alles begeben: Peter Cranou's Geständniß, seinen Tod, die von ihm angestellten Nachsuchungen, und deren Erfolg. Nach diesem langen Bekenntniß, in dem er des geringfügigsten Umstands gedachte, überreichte er Burns eine Brieftasche und ein Schmuckkästchen.

— Empfangen Sie hiermit Ihre auf Staatsrenten angelegten viermalhunderttausend Francs, mit einem Akt von meiner Hand, der Ihnen ihr Eigenthum zusichert. Das Kästchen enthält alle übrigen, Ihnen geraubten Kostbarkeiten.

Burns prüfte Beides, und nachdem er sich überzeugt, daß Nichts fehle, wandte er sich mit einer gewissen Verlegenheit zu Launay:

Alles, was Sie da erzählt, ist so seltsam, diese Zurückerstattung für mich selbst so unerwartet, daß ich kaum weiß, ob ich Ihnen danken oder Vorwürfe machen soll. Sie haben einen bösen Fehler begangen —

— Ein Verbrechen, mein Herr, unterbrach ihn Eduard, sprechen Sie ein Verbrechen. O, ich strebe nicht, es zu beschönigen. Lange Zeit kämpfte ich nach dem Geständnisse Cranou's, doch ohne Erfolg; der Gedanke an den vergrabenen Schatz erschien mir wachend und im Traume. Wenn ein Vorgesetzter in reicher Uniform, meinen Gruß kaum erwiederte, wenn eine Equipage auf der Gasse mich in den Schmutz drängte, wenn eine zierliche Dame achtlos bei meiner einfachen Uniform vorüberging, dann rief eine Stimme in mir: Irglas! Irglas! Dort war Alles: Höfliche Grüße, Wagen und Pferde, Frauenlächeln! Um reich zu werden, brauchte ich, wie im Feenmärchen, nur zu sagen: ich will! Gleich Moses, durfte ich nur an den Felsen schlagen, um einen großen Goldbach hervostrrömen zu lassen; und dazu bedurfte es keines Todtschlags, keines Meineids, sondern nur des Schweigens und Erfassens. Ich unterlag: doch mit der Armuth wich die Ruhe von mir, und ein dunkler Schatten verfolgte mich.

Jeden Augenblick glaubte ich eine Stimme zu vernehmen, die mir zurief: Gib mir wieder, was Du geraubt! Stets führte ich ein Gift bei mir, entschlossen, meine Schande nicht zu überleben. Vergebens wiederholte ich mir das Wahnsinnige meiner Furcht, und daß der Eigenthümer dieser Schätze nicht mehr lebe; denn ich glaube, wenn ich dessen nicht gewiß gewesen, ich würde ihn aufgesucht und getödtet haben! Wie Kindern, graute mich vor dem Einbrechen der Nacht, in welcher mich die Schreckbilder meiner Träume marterten.

Launay hielt inne; seit einigen Augenblicken schien er tief zu leiden, und seine Hand zuckte oft fieberisch nach seiner Brust. Nach kurzem Stillschweigen, fuhr er fort:

— Doch was n"tzen ihnen all diese Einzelheiten, mein Herr? Die Erzählung meiner Versuchungen und Qualen kann nur für mich von Wichtigkeit sein. Vergebung, ich entferne mich.

Er that zwei Schritte gegen die Thür, dann blieb er stehen, als ob noch ein Wunsch in ihm, den er nicht auszusprechen wage.

— Wir werden uns nicht wiedersehen, sagte er mit tonloser Stimme, ohne den Blick zu erheben. — Betrachten Sie meinen Abschied als den eines Sterbenden. Ach, mein Herr — ich hätte gern — ich hoffte, nicht von Ihnen allein gehört zu werden — — O, daß sie

mir keinen Abschiedsblick zuwirft, daß ich sie nicht noch ein einzigesmal kann sprechen hören!

Er schwieg, und blickte auf Burns, der seinerseits die Augen niederschlug.

— Ich verstehe, sprach Eduard bewegt, Sie halten mich dieser letzten Gunst unwürdig, und ich habe kein Recht mich zu beklagen: nur der Reine darf Mitleid fordern.

Er verneigte sich tief, und wollte sich entfernen, als plötzlich Fanny hereinstürzte. Ein weißes Gewand flog um ihre Schultern, die Haare waren aufgelöst, und in ihren Augen glühte das Feuer des Fiebers. Bei ihrem Anblick schrie Launay auf; starr, unbeweglich und zitternd, standen die Liebenden einander gegenüber. Burns stürzte zu seiner Tochter.

— Was wollen Sie hier, Miß Fanny? Gehen Sie, ich will es.

— Ach, mein Herr, rauben Sie mir nicht diese traurige und letzte Freude, sagte Launay mit so schwermüthigem Tone, daß ein Thränenstrom aus des Mädchens Augen stürzte.

Er wandte sich zu ihr.

— Miß Fanny, seien Sie gesegnet für diese Thränen, gesegnet Ihr Erscheinen, das ich hier nicht mehr erwarten durfte.

Ich habe alles gehört, stammelte sie unter Seufzern.

— Dann verachten Sie mich nun —

Statt aller Antwort warf sich Miß Morpeth in seine Arme. Launay stand einen Augenblick wie betäubt vor diesem unerwarteten Glück; doch bald flammte eine namenlose Wonne in ihm auf, er drückte sie an sein Herz, und bedeckte ihr Haupt und Gesicht mit Küssen. Einige Minuten lang wechselten Seufzer, Liebkosungen und wiederholte Namen; endlich schienen die Liebenden der erschütternden Bewegung zu unterliegen: sie sanken ermattet in die Knie auf den Fußboden, noch immer sich fest umschlungen haltend. Burns, der bis dahin ein erstaunter, stummer Zuschauer geblieben, ergriff endlich mit Heftigkeit den Arm seiner Tochter, und suchte sie aus Eduard's Umarmung zu reißen, doch Fanny widerstand.

— Lassen Sie mich, mein Vater, rief sie wie im Fieberwahnsinn; ich habe versprochen, bei ihm zu bleiben.

Fanny, Du bist wahnsinnig.

— Ich habe versprochen, bei ihm zu bleiben, ich werde ihn nicht mehr verlassen.

— Mein Herr, sagte der Engländer vor Zorn bebend, bei Ihrem Haupte, lassen Sie von dem Mädchen.

Hören Sie mich, mein Vater, sprach Fanny plötzlich, sich auf den Knieen emporrichtend; verlassen Sie mich, und lassen mich ihm folgen. Ich werde Ihrem erlauchten Namen keine Schande machen, denn der

Flecken, der auf meiner Geburt haftete, raubte mir ihn schon in der Wiege; auch keine Leere wird in Ihrem Leben entstehen, denn mein Dasein mußte Ihnen stets ein stummer Vorwurf sein. Denken Sie, ich sei heute gestorben, dieses weiße Gewand mein Todtenkleid. Leben Sie wohl, mein Vater, ich bin nicht mehr die Tochter eines Herzogs, ich bin nur die Gemahlin Eduard's leben Sie wohl bis auf jenes Wiedersehen!

So sprechend, umschloß Fanny mit Alles vergessender Gluth Launay mit ihren Armen, und barg ihr fliegendes Haar an seiner Brust. Burns vermochte diesen Anblick nicht länger zu ertragen, im höchsten Zorn faßte er eine Hand Fanny's, und erhob die andere drohend gegen Eduard.

Keine Gewaltthätigkeit, mein Herr, rief dieser mit höchster Anstrengung; fürchten Sie nichts, ich werde das Opfer dieses Engels nicht annehmen, kann es nicht annehmen. Konnten Sie glauben, daß ich, der ich nicht arm leben wollte, das Leben arm und entehrt ertrüge? Entfernen Sie ihre Tochter, mein Herr; sehen Sie nicht daß ich sterbe?

Fanny stieß einen lauten Schrei aus; sie beugte sich gegen den wankenden, jungen Mann, und empfing ihn in ihren Armen. Da lächelte Eduard noch einmal, suchte das Herz der Geliebten, und lehnte daran sein erstarrendes Haupt.

Vandersmissen im Seehund.

Ein Zeit-Quiproquo.

In den letzten Tagen des Novembers rollte durch das Hauptthor einer nicht unbedeutenden schwäbischen Stadt einer eleganter Reisewagen, dessen Insasse den höheren Ständen anzugehören schien und im Gasthofe zum „Kronprinzen" abstieg. Seine Kleidung, besonders der moderne Schnitt seines Paletots, erregte alsbald die Aufmerksamkeit der anwesenden Gäste. Die jungen Dandies drängten sich mit möglichster Höflichkeit ganz nahe an ihn, um wenigstens den eigenthümlich glänzenden Stoff seines Paletots zu erforschen, und schon hatte ein zufällig anwesender Modekünstler die prüfende

Hand vorsichtig an den Saum des auffallenden Kleides gebracht, als der ängstliche Wirth die Frage an den Fremden stellte, ob er etwas zu genießen und ein eigenes Zimmer wünsche? „Ich danke für beides" erhielt er zur Antwort, „ich werde mich nur einige Stunden hier aufhalten und dann meine Reise nach der Schweiz fortsetzen. Wie weit rechnen Sie noch bis Friedrichshafen?" Einer der Gäste wollte die Frage eben beantworten, als der Fremde, gleichsam im Selbstgespräch, fortfuhr: „Wie beklagenswerth ist es doch, daß in Deutschland die Eisenbahnen noch nicht so allgemein sind! In Belgien .... in Brüssel .... doch möchten Sie mir vielleicht die Adressen von einigen der bedeutenderen Handelshäuser und einen Lohndiener geben?" — „Zu Befehl, mein Herr!" — In wenigen Minuten stand der Cicerone da. Der Fremde machte der Gesellschaft eine höfliche Verbeugung und entfernte sich.

„Wer oder was er ist," bemerkte der Modekünstler nach seinem Abgange, interessirt mich wenig, ich möchte nur wissen, von welchem Stoff sein Paletot sein mag. Das Zeug schien ja so derb wie Fils und glänzte wie der feinste Sammet! Ich ..." „Man sollte fast meinen," unterbrach ihn lächelnd ein älterer Mann mit pfiffiger Miene, indem er den Schwäbischen Merkur, worin er gelesen, bei Seite legte, „man sollte fast mei-

nen, Sie wären bei dem „Neuesten Pariser Modeblatt“ betheiligt, welches, wie ich höre in einer hiesigen Buchhandlung erscheinen wird. Nein, nein! der Fremde hat bei mir ein ganz anderes Interesse rege gemacht, und wenn ich nicht fürchten müßte, daß Sie mich für einen Kannengießer hielten, so möchte ich wohl ....“ „Was meinen Sie? Was meinen Sie denn?“ drangen auf einmal die übrigen in ihn. „Nun,“ erwiederte der Politiker mit bedeutungsvoller, selbstvergnügter Miene, „so viel ist mal gewiß, daß er ein — Flüchtling von hohem Range ist. Warum würde er sonst nach der Schweiz gehen und sich über den Mangel an Eisenbahnen dahin beklagen? Ist eine solche ängstliche Eile wohl bei einem Geschäftsreisenden natürlich?“

Auf den Mienen der meisten Anwesenden drückte sich Etwas aus, welches der ausgesprochenen Muthmaßung einigen Glauben zu schenken schien. „Aber“ unterbrach ein Zweifler das längere Stillschweigen, „wenn der Mann wirklich ein Flüchtling wäre, was hätte er bei den hiesigen Kaufleuten zu thun?“ „Finten, Finten!“ entgegnete der Politiker, „nichts als Finten! Er will auf solche Weise allem Verdacht entgehen. Und kann er denn nicht auch Wechsel einzukassiren haben?“ Dies Argument war schlagend.

„Ja ich will Ihnen noch mehr Beweise liefern,“

fuhr jener fort, „und täuscht mich nicht Alles, so weiß ich sogar seinen — Namen.“ „Seinen Namen?“ tönte es von allen Seiten, „seinen Namen?“ „Allerdings seinen Namen!“ sprach der Politiker. „Hörten Sie denn nicht, wie er vorhin von Belgien, von Brüssel sprach? Gut! Nun lesen Sie mal hier den Artikel im Schwäbischen Merkur, und Sie werden mir zugeben daß der Fremde Niemand anders ist, als . . .“

Der schlaue Politiker wurde in diesem Augenblick von einem neuen Ankömmling, den fashionabelsten Schneider der Stadt, unterbrochen, der athemlos in das Zimmer stürzte. „Wissen Sie schon,“ hob er keuchend an, „wer in unserer Stadt ist?“ Alle horchten auf. — „Vandersmissen der belgische General Vandersmissen ist hier!“ „Wie? was? Van...“ „Ja Vandersmissen? Was ich Ihnen sage! Sehn Sie, ich hatte eben gefrühstückt und schaute ein paar Augenblicke zum Fenster heraus, als ich einen elegant gekleideten Fremden die Frauengasse entlang gerade auf mein Haus zukommen sah. Er trat auch wirklich ein, und verlangte, daß ich ihm Etwas an seinem Paletot ausbessern möge. Da der Paletot von einem ganz fremden Stoff war, so fragte ich danach: „Es ist Seehund,“ sagte der Fremde. — Natürlich machte mich das stutzig. Ich schielte deßhalb gelegentlich in den

Hut des Fremden und las hier ganz deutlich den Namen Vandersmissen."

Der Schneider hielt triumphirend inne. „Sie haben ganz recht, Herr X," nahm der Politiker alsbald das Wort, „ich selbst war eben, als Sie eintraten, im Begriff, dieselbe Meinung auszusprechen. Zur Bestätigung Ihrer Behauptung brauchen Sie bloß noch zu erfahren, daß der Fremde wirklich von Brüssel kommt und in die Schweiz zu flüchten gesonnen ist." Abermals wurde die Unterredung und zwar diesmal durch den Fremden selbst unterbrochen. „So, Herr Wirth," hub er an, „meine Geschäfte sind abgemacht. Sorgen Sie doch, daß mein Wagen angespannt werde." — „Unterthänigster Diener, Herr General," erwiederte dieser mit einem tiefen Bückling, „Ihre Befehle sollen sofort befolgt werden." — Der Fremde schaute den Ueberhöflichen voller Verwunderung an.

„Gedenken der Herr General," nahm der Schneider nach der Entfernung des Wirthes mit einiger Vertraulichkeit das Wort, „gedenken der Herr General unsre Stadt nicht länger mit Ihrer Gegenwart zu beehren und die Festungsbauten zu beaugenscheinen? Ihr werther Seehund . . . ." „Ah, Sie auch hier?" bemerkte der Fremde; „sagen Sie mir nur um des Himmelswillen, was das für . . . Man nennt mich General und . . ." „Herr General, es ist angespannt!" rief

es zur Thür herein.— „Gut so!" — Ach, besorgen Sie doch diese Karte an den Kaufmann S. Adieu meine Herren!"

Kaum hatte sich der Fremde entfernt, als Alle nach der Karte griffen. Sie lautete:

Maison S. Levy & Comp.
Rue de Pont-neuf Bruxelles
Fabrique de Plumes métalliques
représentée par Mr. Van der Smissen.

Der schlaue Politiker schlich sich leise aus dem Zimmer.

Schulden sind so übel lange nicht!

Worte des Trostes für Viele.

Alles in der Welt ist der Eintheilung unterworfen, sogar die Schulden. Diese Wahrheit ist um so wichtiger, als man wahrscheinlich keine Schulden haben würde, wenn man auch seine Gelder einer gehörigen Eintheilung unterworfen hätte: d. h. man ist in der Regel an seinen Schulden selbst Schuld.

Man könnte die Schulden nun eintheilen in solche: die man selber, und in solche: die andere Leute haben. Von diesen letzteren darf aber hier die Rede nicht sein, weil wir uns um andere Leute nicht bekümmern sollen. Die ersteren aber zerfallen wieder in zwei besondere Abtheilungen, nämlich in solche: die man

ausstehen, d. h. einzunehmen und in solche, die man zu bezahlen hat, oder kürzer: in einnehmende und unausstehliche. Von den ersteren dieser Gattung kann aber hier die Rede nicht sein, weil ich mich ihnen nicht vertraut gemacht habe, und sie nur für einige meiner Leser von Interesse sein werden; die Interessen aber bei ihnen eine Hauptrolle spielen.

Nach diesen allgemeinen Vorausschickungen über Schulden nun, die ich meinen Lesern schuldig zu sein glaubte, um ihnen einen richtigen Begriff derselben beizubringen, wollen wir nun ihre Eigenthümlichkeiten näher beschauen. Das müssen wir aber, weil eben das aus Momenten übergegangene Eigenthum Anderer die Wesenheit derselben ausmacht. Es ist dies sehr eigenthümlich, aber wahr.

Beschauen wir nun die Schulden in ihrer historischen Bedeutung, von ihrer muthmaßlichen Entstehungsperiode an, bis zu uns, so dringt sich die Gewißheit auf, daß sie zu allen Zeiten in einem sehr hohen Werth gestanden haben, und ihnen ihre Anciennetät etwas Ehrwürdiges gibt, ja, daß wir von Gott und Rechtswegen Schulden machen müssen.

„Im Anfang," heißt es, „schuf Gott Himmel und Erde!" Also auch die Schulden. Ist dies nun der Fall, so ist es gewissermaßen unsere Pflicht Schulden zu machen, denn aus welchem anderen Grunde wären

sie sonst da, als eben um gemacht zu werden? — Sind sie vielleicht aber nicht von Gott, sondern vom ††† erschaffen — was dadurch viel Wahrscheinlichkeit erhält, weil sehr viele Menschen, die nicht schreiben können, unter eine Schuldverschreibung ebenfalls ††† machen — so können wir wieder nichts dazu, denn gegen den ††† mag der ††† kämpfen. Das aber ist eben der Teufel! —

In einem anderen Büchlein, gewissermaßen dem Auszuge aus dem eben genannten, ich meine den Katechismus, wird auf die aufgeworfene Frage: „Was haben wir vor den Thieren zum Voraus?" ziemlich voreilig geantwortet: Vernunft und Sprache! Das klingt bald wie etwas, ist aber mit Erlaubniß, gar nichts! —

Die Schulden sind der Hauptvorzug, den wir vor den unvernünftigen Thieren haben!

Beliebt es z. B. meiner Vernunft und Sprache zu Jemanden zu sagen: Hören Sie einmal, Herr so und So, Sie sind ein unvernünftiger Mensch! und der Herr So und So belangt mich injuriarum, so muß ich acht Wochen in's Gefängniß spazieren, es sei denn daß ich beweise, ich habe selbst keine Vernunft. Dann werde ich nämlich blos für unzurechnungsfähig erklärt, und der Herr So und So muß die Kosten bezahlen! — Habe ich in einem Anfall Guter Laune in

einem Weinhause dem Hrn. Wirth eine Zeitlang den sauern Wein vertilgen helfen, ohne mich ihm gerade durch Lösung meiner Verbindlichkeiten verbunden zu haben, so nützen mir alle Beweise, daß der Wein sauer gewesen sei, nichts — ich muß bezahlen; wenn ich mich nicht noch zur glücklichen Stunde für vernunftlos, resp. unzurechnungsfähig erklären lasse! Nun frage ich: worin liegt dann da der Vorzug der Vernunft, wenn sie mich nur in Verschluß und mein Geld aus demselben heraus bringt.

Die Vernunft ist ein sehr unvernünftiger Besitz! — Mit der Sprache ist es aber nicht besser. Beide sind dem Menschen bereits in einem so hohen Grade von den sogenannten unvernünftigen Thieren abgesehen worden, daß man, weiß es Gott, in Verlegenheit kommen könnte, wem von Beiden, dem Inhaber einer Menagerie, oder einem Affen man mehr Vernunft, oder wem von Beiden, ihm oder seinen Papageien man mehr Sprachgeschicklichkeit zugestehen soll! Darum noch einmal: Vernunft und Sprache sind sehr zweifelhafte Vorzüge des Menschen, denn beider sind einige Thiergattungen mehr oder weniger mächtig. Die Schulden aber sind ein directer, wirklicher unangefochtener Vorzug, denn kein Thier ist im Stande Schulden zu machen!

Die Nachtigall singt süße Liebeslieder trotz den

besten Poeten. Dieser hat oft, sehr oft Schulden. Haben Sie aber je gehört, daß die Nachtigall z. B. einem Leihbibliothekar etwas Rest geblieben? — Der Bär tanzt trotz dem complettesten Stutzer; hat man aber je gelesen, daß ein Bär irgendwo einen Bären angebunden? Bei Leibe nicht! — Es gibt Ochsen, die Hörner haben, trotz dem eifersüchtigsten Ehemann; aber keine Ochsen, die z. B. mit Bezahlung ihres Schmuckes noch im Rückstand wären, wie vielleicht jener. — Der Mops ennuyirt sich nicht selten trotz dem geduldigsten Leser; kann mir dieser aber einen Mops seiner Bekanntschaft nennen, der irgendwo einen Pump angelegt? — Es gibt Kaufleute, die in Schulden sitzen, wie der Hund in Flöhen; ist ihnen aber schon in Ihrer Praxis ein Pudel vorgekommen, der z. B. einen Wechsel nicht saldirt?

Wechsel! Wie viel Worte ließen sich nicht über dich wechseln! Zwar bin ich wechselsweise ganz ohne Wechsel gewesen; aber doch erkenne ich deine Größe in staunender Bewunderung an. Der Moment, in welchem der junge Mann den ersten Wechsel in seinem Leben unterschreibt, ist wichtiger, als der, wo er die Ringe wechselte. Denn von diesem Augenblicke an hört er auf, ein Wechselbalg zu sein, von diesem Augenblick an, ist er — mündig, zurechnungs- und wechselfähig, d. h. ein emancipirter Staatsbürger.

Was die Toga virilis dem jungen Römer, das ist die erste Wechselkunterschrift dem jungen Deutschen.

Sie sehen also: die Schulden sind so übel lange nicht; sie sind es vielmehr, die das Leben würzig und piquant machen; sie sind das Salz, welches die Speisen verdirbt sobald es nicht darinnen ist; sie sind es endlich, die den Scharfsinn erzeugen und den Witz schärfen und „ein ordentlicher Mann leidet nicht sowohl unter dem Schulden machen, als unter dem Schuldentilgen. Denn jenes ist nichts als eine stille Vergrößerung seines Kredits, dieses merkantilischen Elementargeistes, und wer eine halbe Million schuldig ist, der hatte offenbar eine halbe Million Kredit; und Schuldbriefe sind blos acceptirte Kreditbriefe,“ sagt Jean Paul.

Sind einem oder dem anderen meiner Herren Leser einige von meinen acceptirten Kreditbriefe gefällig? fällig sind sie.

Barometer eines Schriftstellers.

Carikaturgemälde.

Sic transit gloria Mundti.
Gutzkow

Theodor mochte ungefähr in seinem 17. Jahre stehen, als er einmal einen guten Einfall hatte. Ohne zu berücksichtigen, daß dieses vielleicht blos ein Fall sei, beschließt er Schriftsteller zu werden. — Er sendet deßhalb ein anonymes Gedicht in die Didaskalia und seit dieser Zeit hält er die Didaskalia für das beste Blatt.

Theodor steht in seinem 20. Jahre und hat während dem mehrere Gedichte unter seinem Namen in die

Didaskalia gesandt. Seit dieser Zeit unterhält er sich gerne und lange über Literatur.

Theodor, 23 Jahre alt, hört, daß der Redakteur einer andern Zeitschrift besser honorire. Er sendet daher demselben sieben Sonette, fünfzehn Genrebilder, neun Epigramme und zwei Novellen. Alles wird abgedruckt. Theodor findet die Didaskalia doch etwas langweilig.

Theodor, 24 Jahre zählend, ist während dem Student geworden und findet es bequemer, den trocknen Brodstudien weniger obzuliegen als seinen Lieblingsbeschäftigungen. — Er widmet sich ganz der Literatur.

Theodor ist 25 Jahre alt. Eine seiner letzten Novellen wird in einer Zeitschriftenmusterung ausgezeichnet gefunden. Theodor schreibt nun selbst Kritiken und findet selten ein Buch nur erträglich.

Theodor 26 Jahre alt, schreibt einen dreibändigen Roman, der sehr gut aufgenommen wird. Theodor prätendirt viel, sehr viel.

Theodor 27 Jahre alt, hat wieder einen Roman beendet. Der früher so bescheidene junge Mann entwickelt viel Arroganz.

Theodor 28 Jahre alt, ist Lieblingsschriftsteller Deutschlands. Er gründet übrigens eine Zeitschrift, die bereits 500 Abonnenten zählt. Theodor wird im Umgange wirklich unausstehlich.

Theodor 29 Jahre alt, prodigirt einen jungen Literaten, der nun ein Werk schreibt: „Theodor als Mensch und Dichter.“ Die Zeitschrift zählt bereits 800 Abonnenten.

Theodor 30 Jahre alt, gibt keins seiner Werke unter 5 Louisd'or Honorar pr. Bogen. Der junge, prodigirte Literat muß viel leiden. Die Zeitschrift hat gegen 1000 Abonnenten.

Theodor ist 31 Jahre alt. Der junge Literat fällt von ihm ab, weil er seine Launen nicht mehr ertragen kann. Theodor schreibt in seinem Blatte einen reißenden Artikel gegen ihn. Der junge Mann, dessen Werke nun Niemand mehr in Verlag nehmen will, steht sich genöthigt, ein Handwerk zu erlernen, und wird später sehr glücklich. Die Zeitschrift hat über 1000 Abonnenten.

Theodor 32 Jahre alt, nimmt sich einen Schreiber, den er förmlich tyrannisirt. Die Zeitschrift zählt gerade 1000 Abonnenten. (Beiläufig: der Schreiber pfuscht Theodoren in's Handwerk.)

Theodor 33 Jahre alt, wird zum erstenmal von einem andern aufkeimenden Talent „gerissen.“ Die Zeitschrift zählt etwa 900 Abonnenten.

Theodor 34 Jahre alt. Sein jüngster Roman wird von einem gefährlichen Nebenbuhler „gänzlich verfehlt“ genannt. Die Zeitschrift hat 700 Abonnenten.

Theodor 35 Jahre alt, wird in verschiedenen Blättern stark mitgenommen. Er spricht viel von der Arroganz der jungen Literatur. Die Zeitschrift zählt nur 400 Abonnenten.

Theodor 36 Jahre alt quittirt seinen Schreiber und erniedrigt sich, einen eben fertig gewordenen Roman für 1 Louisd'or Honorar pr. Bogen zu verkaufen. Die Zeitschrift hat nur noch 180 Abonnenten.

Theodor ist 97 Jahre alt. Alles fällt über ihn her. Nur die Zeitschriftenmusterung erwähnt seiner hin und wieder noch günstig. Ich kann nicht begreifen, wie man an den Productionen der jetzigen Literatur nur etwas finden kann. Sein Journal vegetirt aber noch.

Theodor ist 38 Jahre alt. Die Zeitschriftenmusterung erwähnt seinen Namen nicht mehr. Sein Journal —geht ein.

Theodor ist 39 Jahre alt, bietet überall Romane, Novellen, Gedichte für einen sehr civilen Preis an, reusirt aber nirgends. Dies dauert bis in sein 49stes Jahr. Er sieht sich genöthigt seine armen alten Eltern um eine Unterstützung zu bitten. Es geht ihm sehr kümmerlich.

Theodor ist 50 Jahre alt, schuldet dem früher prodigirten Literaten bedeutende Summen, verschmäht es aber doch nicht, wenn ihn dieser, eingedenk der früheren Verhältnisse zuweilen zu Tische ladet, und mit kleinen

Darleihen unterstützt.

Theodor ist 58 Jahre alt, schreibt bei einem Literaten, der gerade en vogue ist, ab und spricht viel von vergangenen Zeiten! — Seine Eltern sterben. Theodor ist 60 Jahre alt. Es geht ihm recht schlecht. Zuweilen geht er in ein Caffée wo sich gewöhnlich die Literaten das Orts versammeln und man ihm „ein Gläschen" reicht. Uebrigens droht er den jungen Herrn oft bedeutungsvoll mit dem Finger.

Theodor zählt 61 Jahre. Er wird sehr alt schwach und hinfällig!

Theodor 62 Jahre alt stirbt in einem Versorgungshause.

Theodor ist ungefähr 20 Jahre todt; man citirt häufig Stellen aus seinen Schriften. Ja, eine Schriftstellerautorität gibt sogar Theodors gesammelte Schriften heraus, über die in den Journalen viel Rühmliches geschrieben wird.

Der Herr mit dem Hunde.

Kannten Sie den blassen jungen Mann, der noch vor Kurzem Tag für Tag einen häßlichen Hund auf dem Wall spazieren führte? Es war dieses der reiche Baron von Geyso.— Sein Hund ging ihm über Alles er war sein Freund, seine Geliebte, ja er würde den auf Leben und Tod gefordert haben der nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß dieser häßliche Hund das klügste Thier der Erde sei.

Sahen Sie aber auch, welch' possierliche Sprünge Abeillard machte?— Er hat ihm einen schönen Namen gegeben, weil das Thier in seinen Augen selbst schön ist.— Wie er mit dem Schweife wedelte und über den

Stock seines Herrn sprang? Sahen Sie in das Freude glänzende Auge des Barons und Sie werden mir glauben, wenn ich sage: „er liebte diesen nicht nur, nein, er achtete ihn.“ — Abeillard sprang zurück und brachte des Gewünschte. „Das war brav, Abeillard, und nun springe noch einmal über den Stock, und dann ist es genug für heute, denn du wirst müde sein, mein guter Hund.“

Der Baron war für alle Freuden der Welt abgestumpft, nur für seinen Hund lebte er, ihm widmete er seine ganze Zärtlichkeit. Ging er in eine Gesellschaft, so begleitete ihn sein Hund, und weder die Neuigkeiten des Tages, noch eine der vielen schönen Damen waren im Stande ihn zu fesseln, nur seinem Begleiter schenkte er seine ganze Aufmerksamkeit. Fehlte ihm dieser, so war er still, traurig und voll Sehnsucht. Er verwünschte die Rücksichten, die er der Dame des Hauses schuldig war, und nahm sich vor, nie wieder in Gesellschaften zu gehen, in welche er seinen Hund nicht mitbringen konnte. Und siehe, die Thüre geht auf, und freundlich wedelnd tritt in den eleganten Salon — das häßliche Thier. Er ist ihm heimlich nachgelaufen und hat ihn aufgespürt. Die Damen lächeln; ihm aber stiehlt sich eine Thräne aus dem Auge und er verläßt freudetrunken die Gesellschaft.

Sprach er mit Jemand, so pries er die guten Ei-

genschaften seines Hundes und hörte man ihm aus Artigkeit zu, so war er überglücklich; er rief das Thier: „Abeillard,“ sagte er, „zeige dem Herrn daß du ein braver Hund bist,“ und Abeillard that, was der Baron verlangte. Dieser gibt ihm die Hand, ja er küßte ihn! Unterhielt er sich mit einer Dame, so kam er immer wieder auf die Vorzüge seines Hundes zurück. Immer fiel ihm ein edler Zug aus dessen Leben ein. Er konnte Tage, Wochenlang von nichts, als von seinem Hunde sprechen. Abeillard war sein Taggedanke, war sein Traum.

Einst unterhielt er sich mit einer schönen Dame die seinen Worten lächelnd zuhörte. „Wie, Sie lachen?“ sagte er, „Sie glauben nicht, daß mein Hund alle die guten Eigenschaften hat, von denen ich Ihnen erzählt?“ — „Nicht doch!“ antwortete diese, „ich lachte nur, weil Sie ihn Abeillard nannten und ich Heloise heiße!“ —„Heloise ist Ihr Name? fragte er freudig.“ O, mein Fräulein, nun liebe ich Sie. Ich lege Ihnen mein Herz, mein Vermögen zu Füßen.“ — Heloise war ein armes, aber ein gutes, braves Mädchen. Sie hatte Mitleid mit den für alle Freuden Todten, sie gab ihr Jawort und Beide waren glücklich in den Wochen des Brautstandes.

Heloise aber vergaß sich einmal, wo sie sich unbeachtet wähnte und schlug das häßliche Thier, weil es

den Divan beschmutzt. Der Baron sah es; er weinte, seine Liebe zu Heloise hörte auf; das Verhältniß war gebrochen.

Abeillard wurde krank. Sein Herr, untröstlich darüber, läßt die besten Ärzte kommen; er verspricht Dem Hunderte, der das Leben seines Hundes rette. Umsonst! Abeillard wird immer schwächer. Der Baron, aus Gram seinen getreuen Gefährten verlieren zu können, wird nun krank, ja er stirbt noch früher, als das alte, häßliche Thier.

Seit einigen Tagen sieht man beide nicht mehr auf der Promenade.

Thränen.

Kein Vernünftiger wird es mir verargen, wenn ich einmal meine Gedanken über Thränen niederschreibe, da Andere bei viel geringeren Anlassen, z. B. wenn sie für das gute Geld ihrer Verleger eine Sommerreise nach Italien machen, wenn sie in ihrem Garten eine dickere Gurke gezogen haben, als im vorigen Jahr, oder wenn ein Patient trotz allen ihren Bemühungen und Rezepten für diesmal glücklich davon gekommen ist, sich eine gleiche Freiheit herausnehmen.

Außer den Menschen, Crocodillen und Weinstöcken wüßte ich eben Niemanden, der besonders Thränen vergösse. Was die Thränen der Ersteren betrifft, so sind sie so zu sagen das Weihwasser, mit welchem alle Hauptacte des menschlichen Lebens gleichsam eingesprengt werden, und spielen eine so wichtige Rolle, daß ich es

für der Mühe werth halte, den Mechanismus derselben etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Schon bei seinem Eintritt in die Welt hat der Mensch nichts Eiligeres zu thun, als — zu weinen. Wenn man bedenkt, wie sehr er später am Leben hängt, und wie natürlich es wäre, wenn er sich darüber freute in dasselbe einzutreten, so drängt sich der Gedanke auf: dies Weinen sei die erste Verstellung, oder bei Frauenzimmern die erste Ziererei.

Davon wollen jedoch Viele nichts wissen, sie meinen vielmehr: das Weinen bei der Geburt sei weiter nichts, als eine Art dramatischer Ankündigung, eine Vorahnuug der Leiden, welche den Menschen auf der Welt erwarten, d. h. er mache um deswillen den Anfang mit Weinen, um anzudeuten, wie beweinenswerth er eigentlich sei, und die ganze Schnurrpfeiferei, die man Leben nennt. — Die Mediciner aber behaupten, es geschehe der Ausdehnung der Lungenflügel wegen.

Ich, meines Erachtens, bin der Ansicht, daß die Natur diese Einrichtung getroffen hat, um die harrende Sippschaft um die Erbschaft zu betrügen. Denn schreit das Kind, so ists lebendig, so erbt's den ganzen Nachlaß der sterbenden Mutter — die Meubles, die Betten, zinnernen Teller 2c. — und schickt ihn unberührt weiter an den bekümmeten Vater. Hat es diese Kindes-

pflicht erfüllt, dann mag es in Gottesnamen hinter der Mutter herfahren.*)

Der zweite Hauptact des menschlichen Lebens, wo geweint wird, ist die Confirmation.

Es ist ein wahrhaft göttlicher Gedanke, um den alle Religionen das Christenthum beneiden können, den Menschen, wenn er im Begriff steht, aus dem Eden der Kindheit in die Wüste des wirkenden Lebens hinüberschreiten, von der Religion, wie von einer Mutter die ihren Liebling in unbekannte Fremde ziehen sieht einsegnen und gegen die Stürme des Lebens gleichsam *festmachen* (confirmiren) zu lassen, und ich wüßte keine schönere Minute, als die, wo sich die engen Räume der kindlichen Brust zu einem Tempel erweitern, den die Schauer der Geisterwelt durchklingen, unklar aber herzergreifend wie die Glocken- und Harmonikatöne aus einer anderen Welt — wo das reine Kindesauge hinschaut in den Glanz schimmernder, nie geahnter Himmel voll Menschentugend und Glückseligkeit, die es sich füllt mit dem Thau einer hei-

---

*) In manchem deutschen Lande haben daher die Gesetze, diesem Naturwinke folgend, verordnet, daß das Kind nur dann für lebendig gelten und erben *solle*, wenn es „die vier Wände beschrie.“

gen Rührung! — Von dem neuen schwarzen Frack will ich gar nicht reden.

Spring' ich mit einem Satz über ein Dutzend Jahre hinweg, so komme ich grade recht, um denselben jungen Menschen vor dem Traualter anzutreffen. Es ist dies wahrlich keine Kleinigkeit. Die Verwandtschaft umsteht ihn in einem Halbzirkel, ausgerüstet mit weißen Thränenwindeln, um den überschwellenden Thau der Augen abzuwischen. Die Thränenpforten sind aufriegelt und angelehnt. Sie erwarten nur den geringsten Druck abseiten des Pastors, um in klaren Bächen die Backen herabzurieseln.

Vor der letzten Thränenstufe des menschlichen Lebens aber graut mir. Welche Scene soll ich schildern? Ein Lager — unterdrücktes Schluchzen — schweres Athmen — geflüsterte Worte — Alles verkündet, daß eine Seele sich vom gequälten Körper losringt. Gleich einem leisen Hauch weht der letzte Athemzug von den erkaltenden Lippen, und umgestürzt, stumm, ein fühlloses Nichts liegt die künstliche, räthselhafte Memnonssäule, die noch vor wenig Minuten tönte, durchwärmt von den Strahlen der Geistessonne! Ach, Armer, 60 Jahre hast Du geklagt und frohlockt, speculirt und gegähnt, geflucht urd geliebt, und nun! — — Schlafe wohl, müder Dulder; Dein wundes Ohr venimmt nicht mehr die schrillende Stimme Deiner

Lebensgefährtin, dein müder Fuß schwankt nicht mehr auf dem bekannten Gang zur Kirche, Dein erstarrtes Auge sucht nicht mehr das verwischte Gepräge einer vielgewandten Münze — Dieses sind sie die vier Hauptthränenstufen des menschlichen Lebens.

Ich komme nun zur Classification der Thränen. Es kann in der That kein größerer Unterschied sein zwischen dem Höllengebräu eines Weinjuden und dem Nektar von Epernay, als zwischen der Thräne die ein Erbschleicher in sein listiges Auge zwingt, und dem Tropfen, der den Blick einer weichen, mitfühlenden Seele bei dem Anblick fremder Leiden verschleiert! Hiernach also gäbe es

1) die gemeine Thräne (lacryma vulgaris). Sie zeigt sich bei verwöhnten Kindern, wenn ihnen nicht gleich der Wille gethan wird, beim Schnupfen (sofern er nicht Stockschnupfen ist), bei den Leichenbegängnissen alter Hagestolze und kinderloser Eheleute, bei derben Hieben auf das Nasenbein, bei dem Essen starken Merrettigs, bei rührenden Theaterscenen und Predigten, nach verfehlten Speculationen, während eines gelinden Rausches (Habemus) nnd wo es sonst der Anstand erfordert. Sie rollt herab, ohne daß man es merkt und pflegt derohalben häufig mit einem die Aufmerksamkeit erregenden Schluchzen und einer Auseinanderschiebung der Gesichtszüge verbunden zu werden, ähnlich

denen, welche sich die Verfertiger altmodischer Oefen bei der Darstellung von Löwenköpfen zum Muster genommen zu haben scheinen. Es gibt daher Leute, die es bei dieser Verzerrung des Gesichts bewenden lassen um anzudeuten, daß sie weinen würden, wenn sie es nur könnten, grade so wie es Menschen gibt, welche Sporen anschnallen, um anzudeuten, daß sie reiten würden, wenn sie es könnten.

Untergattungen von der gemeinen Thräne sind: Die Nachahmungsthräne (lacryma imitatoria) und die Empfindsamkeitsthräne (lacryma sentimentalissima). Erstere ist eigentlich gar keine für sich bestehende, selbstständige Thräne, sondern nur der Nachdruck, das Echo einer oder der Wiederschein einer anderen. — Sie schleicht sich in die Augen der Unterbedienten, wenn ihre Vorgesetzten weinen, und wässert die Furchen in den Wangen der Höflinge, wenn ihr Gebieter gerührt ist, oder, was gleichbedeutend ist, den Schnupfen hat. — Letztere präsentirt sich in den Augenwinkeln breiweicher Damen, so oft eine Mücke ihr Bein verrenkt, oder sonst etwas Rührendes geschieht. Hinrichtungen sind hierbei ausgenommen. — Ferner gehört hieher die Vertheidigungsthräne (lacryma defensiva), welche als Schutzmittel gegen die Angriffe des Schicksals und der Menschen angeordnet wird. Die Frauen und die Niederlande pflegen sich näm=

lich, so oft irgend ein Feind herannaht, unter Wasser zu setzen. Kommt er dann wirklich, so bleibt ihm freilich weiter nichts übrig, als nun unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Man kann deshalb auch ohne Uebertreibung sagen, es gehe den Frauen, wie gewissen Gattungen von Käfern, welche sobald sie irgendwie unsanft berührt werden, zu ihrer Vertheidigung eine unangenehme, fast bösartige Feuchtigkeit fahren lassen.

Dieses wären etwa die vorzüglichsten Untergattungen der gemeinen Thräne. Schreiten wir weiter zu der 2ten Classe. Diese umfaßt:

2) die Edelthräne (lacryma nobilis). Der Mensch ist ein Amphibium, er lebt sowohl auf der Erde, wie im Himmel, nämlich in dem Himmel, den Jeder mit sich herumträgt und den er sich in seiner eigenen Brust aufbauen kann. Da lebt er in Gesellschaft großer Gedanken nnd beseligender Gefühle, von da aus überblickt er die Perspective des Lebens in unendlicher Verkürzung. Da wohnt das Mitgefühl, welches das Auge befeuchtet über das Zerknicken eines verschwisterten Daseins; — da thront der erhabene königliche Schmerz, der in das Auge eines Mannes eine Thräne zwingt, über das Zusammensinken weltumfassender, heilbringender Pläne und den Undank der Mitwelt. Also weinte Scipio auf den Trümmern

von Karthago und der Weltheiland über Jerusalem. — Der Schmerz, der solche Thränen auspreßt, ist nicht blos bitter, sondern peinlich süß, wie der Tod sein muß im Uebermaaß der Freude. Niemand weiß das besser als Frauenzimmer; wenn sie daher im ordinairen Leben nach einer solchen Schmerzenslust vergebens seufzen, so gehen sie ins Theater und weinen sich satt in eingebildeten Leiden, oder verscheuchen die Langweile der Heiterkeit durch das Anschauen eines Leichenzugs, und wenn dergleichen Reizmittel nicht vorhanden sind, so helfen sie sich selber aus und machen sich gegenseitig allen möglichen Kummer. Sie sind ihnen zum häuslichen Gebrauch ein für alle mal nothwendig.

Neue Forscher haben auch in dieser Gattung eine Abart entdeckt und ihr den Namen lacryma europafatigata (Willkomm-salve Thräne von ihrem ersten Entdecker, Weltschmerzthräne, mundidolorosa) gegeben, sie ist aber wie das Innere von Afrika nur sehr wenig bekannt, und äußert sich bei so sonderbaren Vorfällen, z. B. dem Lispeln der Baumblätter, dem Gemurmel der Bäche ꝛc., daß Viele an ihrer Existenz gradezu zweifeln oder sie gleichbedeutend mit der Heuchelthräne halten, welche wieder — nur eine unnatürliche Tochter der lacryma sentimentalissima ist.

Lachen Sie, meine Herren! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogel, G. A.

Kaleidoskop Novelletten, Humoresken, Burlesken

Coesfeld 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.831-as
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723028-5